

Lernen aus der
■ Geschichte ■

LaG - Magazin

Kriegskinder

09/2015

25. November 2015

 **Körber-STIFTUNG**
Forum für Impulse

Inhalt

Zur Diskussion

Die Gegenwart der Vergangenheit – Europas Kriegskinder	7
„Kriegskinder in Europa“ – eine junge Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg und die Zukunft der Erinnerung	11
Besatzungskinder in Polen	17
Waterlose Kriegswaisen in Polen und Deutschland nach 1945	20
Besatzungskinder in Deutschland nach 1945	24
Eine Erinnerung als Last?	27

Im Gespräch

„Man muss schweigen dürfen, wenn man das Reden nicht aushält“	32
„Ich wollte es allen zeigen, dass ich es zu etwas bringe!“	36
„Die Erwachsenen haben mich spüren lassen, dass ich nicht willkommen bin“	39

Empfehlung Lebensbericht

„Und weinen darf ich auch nicht ...“. Das Leben von Josef Muscha Müller	42
Thomas Buergenthal: A Lucky Child. A Memoir of Surviving Auschwitz as a Young Boy	47

Empfehlung Film

Kisses to the Children	51
------------------------------	----

Empfehlung Fachbuch

„Sag mir einfach, wer ist mein Vater?“ 56

Empfehlung Podcast

Podcasts „Children of War in Europe“ 59

Empfehlung Unterrichtsmaterial

„Ich bin alleine, zwischen fremden Menschen“
Unterrichtsmaterial zu Kindern und Jugendlichen als Verfolgte
und Opfer des nationalsozialistischen Deutschlands 60

Liebe Leserinnen und Leser,
wir begrüßen Sie zum aktuellen LaG-Magazin über das anspruchsvolle Thema der „Kriegskinder“. Die Ausgabe ist eine ganz besondere, da sie in enger Zusammenarbeit mit der Hamburger Körper-Stiftung entstanden ist. Das vorliegende Magazin dokumentiert Beiträge, die im Rahmen des Europäischen Erinnerungstages „der lange Schatten des Zweiten Weltkriegs: Kriegskinder in Europa“ anlässlich des 70. Jahrestages des Kriegsendes in Zusammenarbeit von Körper-Stiftung und Deutschem Historischen Museum entstanden sind. Weitere Texte stammen aus dem Umfeld des europäischen Projekts „Children of War in Europe“, das von der Körper-Stiftung initiiert wurde und dessen Umsetzung bei der Agentur für Bildung – Geschichte, Politik und Medien e.V. lag.

Der Begriff des „Kriegskindes“ kann nicht nur auf diejenigen Kinder eingeschränkt werden, die den Zweiten Weltkrieg im nationalsozialistischen Deutschland und in seiner Spätphase häufig in Luftschutzkellern oder fernab der Eltern auf dem Land erlebten. Zu den „Kriegskindern“ gehören jene, die in den durch Deutschland überfallenen und besetzten Ländern lebten; jüdische Kinder, die im Versteck oder auch in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern und Ghettos überlebten ebenso wie die, deren Eltern sich widerständig gegen die NS-Politik äußerten.

Der Diskurs über „Kriegskinder“ ist

durch unterschiedliche Erfahrungen während des Zweiten Weltkrieges und durch divergierende nationale Narrative geprägt. Die jeweiligen Erfahrungen und Traumatisierungen wirken über die unmittelbar Betroffenen hinaus und sind noch in der darauffolgenden Generation spürbar. Mittels biografischer Annäherungen kann über die notwendige Einordnung in den historischen Kontext hinaus das individuelle Schicksal von Kindern und Jugendlichen sowie ihre Handlungsstrategien in oft aussichtslos erscheinenden Situationen erschlossen werden, indem sie Aufgaben und Rollen übernahmen, die eigentlich Erwachsenen vorbehalten sind. Die Kinder erscheinen so als Handelnde in der Geschichte. Die kindliche Traumatisierung bedeutete nicht zwangsläufig, dass die Betroffenen später kein erfolgreiches berufliches und privates Leben führen konnten. Dennoch kann biografische Arbeit einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die Auswirkungen einer Kindheit im Krieg zu verdeutlichen.

Anspruchsvoll, aber auch notwendig ist es, das Thema „Kriegskinder“ in einer Form zu behandeln, die nicht die Unterschiede zwischen den Zugehörigkeiten zu Täter- oder Zuschauerschaft oder aber zu Verfolgten und Opfern nivelliert. Bei allen Ambivalenzen gerade bei einer europäischen Betrachtungsweise sind dies nach wie vor essentielle Kategorien, auch für die Bildungsarbeit.

In einem einführenden Aufsatz beschreiben *Gabriele Woidelko* und *Sven Tetzlaff* den multiperspektivischen Ansatz zum Umgang mit Lebensgeschichten der Kriegskinder seitens der Körper-Stiftung und gehen auf die Notwendigkeit der historischen Kontextualisierung von Familiengeschichten ein.

Über das Projekt „Children of War in Europe“ schreibt *Constanze Jaiser*. In ihrem Essay geht sie vertiefend auf den Diskurs zu Kriegskindern ein, der in Deutschland nicht selten dazu diente eigene Verantwortung für NS-Verbrechen zu relativieren. Die Ergebnisse, die die Seminarteilnehmenden aus zwölf Ländern zusammentrugen, bereichern einen europäisch geführten Diskurs in mehrfacher Hinsicht.

Die Existenz deutsch-polnischer Besatzungskinder ist der Öffentlichkeit wenig bekannt. Nach der nationalsozialistischen Ideologie von der vorgeblichen Minderwertigkeit der polnischen Bevölkerung waren sie eine Unmöglichkeit. *Maren Röger* geht auf den Umgang und die Lebensumstände dieser Kriegskinder ein.

Vaterlosigkeit als kriegsbedingte Erfahrung einer ganzen Generation in Deutschland und Polen hat *Lu Seegers* erforscht. Sie thematisiert die unterschiedlichen länderspezifischen Erfahrungen und die differierenden Selbstdeutungen des Vaterverlustes.

Der Situation von Besatzungskindern

in Deutschland, deren massiver gesellschaftlicher Diffamierung sowie dem Bestreben der Besatzungsmächte mögliche Unterhaltszahlungen auszuschließen, widmet sich *Silke Satjukow*. Auch hier spielt das Aufwachsen in höchst fragmentierten Familien eine wichtige Rolle.

Irina Scherbakowa nimmt sich des Themas der häufig jugendlichen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen an, die als sogenannte Ostarbeiter keinen Platz im kollektiven Gedächtnis der UdSSR fanden, weil ihr Schicksal scheinbar nicht in die sowjetische Meistererzählung vom „Heldentum des sowjetischen Volkes im Kampf gegen die faschistischen deutschen Eroberer“ passte.

Beim Europäischen Erinnerungstag hat *Rainer Moritz* mit *Herta Müller* über ihre Kindheit und Vertreibungserfahrung in ihrer Familie gesprochen. Die Literaturnobelpreisträgerin skizziert ihr Leben unter zwei sehr unterschiedlichen diktatorischen Regimen, dem faschistischen von Antonescu und dem im stalinistisch geprägten Sozialismus.

Mit *Arno Surminski*, den *Hilke Lorenz* interviewt hat, kommt ein weiterer Schriftsteller zu Wort. Surminski stammt aus Ostpreußen, seine Eltern wurden in die Sowjetunion deportiert. Er geht auf seine Kindheit und deren Folgen für die Persönlichkeitsbildung ein.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

In einem von *Haris Huremagić* geführten Interview erinnert sich der ehemalige Fußballnationalspieler *Helmut Köglberger*. Er wurde als Kind eines afroamerikanischen Soldaten in Österreich geboren. Neben seiner Kindheit thematisiert er sein Engagement im Bereich des Fußballsports und für die Nichtregierungsorganisation „Hope for Future“.

Wir danken allen Beitragenden für ihr Engagement.

Wir wünschen Ihnen eine ertragreiche Lektüre mit dem LaG-Magazin zu „Kriegskindern“.

Ihre Körber-Stiftung und LaG-Redaktion

Die Gegenwart der Vergangenheit - Europas Kriegskinder

Von Sven Tetzlaff und Gabriele Woidelko

Lidija aus der Region Daugavpils in Lettland war fünf Jahre alt, als sie zusammen mit ihren Eltern und ihren drei Schwestern im Juni 1941 Opfer der Massendeportationen wurde, die die sowjetischen Besatzer seit ihrer Annexion des Baltikums durchführten. Wie insgesamt etwa 50.000 weitere baltische Staatsbürger wurden Lidija und ihre Familie nach Sibirien verschleppt. 1946 kehrte sie mit einer ihrer Schwestern zunächst allein nach Lettland zurück, weil der Vater seit der Deportation verschollen war und die Mutter noch keine Rückkehrerlaubnis erhalten hatte. Kurz nach der Heimkehr der Mutter nach Lettland wurden die beiden Schwestern mit ihr zusammen Anfang der 50er Jahre, im Rahmen einer weiteren Welle, erneut nach Sibirien deportiert.

Katja aus der Nähe von Leningrad war 16 Jahre alt, als die deutsche Wehrmacht 1941 in die Sowjetunion einmarschierte und damit auch dort der Zweite Weltkrieg begann. Im Frühjahr 1942 wurden sie und weitere Familienmitglieder als Zwangsarbeiter zunächst in das sogenannte Generalgouvernement nach Polen deportiert, später in das KZ Buchenwald weitertransportiert. Zur Begründung hieß es, das Dritte Reich benötige sie als Arbeitskräfte. Katja überlebte Krieg und Zwangsarbeit nur knapp und kehrte nach dem Krieg in die

Sowjetunion zurück. Dort wurde sie wie eine Verräterin behandelt und der Kollaboration mit den Deutschen verdächtigt. Jahrzehntlang schämte sie sich für ihr Schicksal und versuchte ihre Geschichte geheim zu halten.

Auch Hilda aus Mortsel, einer Vorstadt von Antwerpen, war noch ein Teenager, als der Zweite Weltkrieg ihre Heimatstadt erreichte. Im Frühjahr 1943 bombardierten alliierte Streitkräfte Mortsel, um eine Industrieanlage zu zerstören, die von den NS-Besatzern für die Reparatur von Kampfflugzeugen genutzt wurde. Die Bomben trafen allerdings das dicht besiedelte Zentrum der Stadt und zerstörten Wohnhäuser, Schulen und Kindergärten. Hilda überlebte nur knapp, viele ihrer Klassenkameradinnen starben.

Drei europäische Lebenswege, die vom Zweiten Weltkrieg geprägt wurden. Drei Namen, drei Länder, drei Schicksale. Sie stehen exemplarisch für Biografien von Millionen von Kindern und Jugendlichen, die im Schatten des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen aufwuchsen. So wurden während des Krieges mehrere hunderttausend Kinder in den deutschen Besatzungsgebieten (z.B. Frankreich, Polen, Norwegen und Dänemark) geboren, deren Väter deutsche Soldaten waren und die als „Kinder der Schande“ galten. Sowohl in den Konzentrationslagern als auch anschließend in den Lagern für Displaced Persons brachten Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft Kinder zur Welt. In Deutschland hinterließen mehr als fünf Millionen gefallene Soldaten schätzungsweise 100.000

Vollwaisen. Allein aus der Sowjetunion wurden 3 Millionen zumeist junge Menschen als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt. Und in den Nachkriegsjahren der alliierten Besatzung wurden in Deutschland schätzungsweise 400.000 Besatzungskinder geboren. Die Kindheit der Generation der zwischen 1929 und 1949 Geborenen war in besonderer Weise von Kriegs- und Gewalterfahrungen geprägt. Diese tiefen Prägungen haben Folgen nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für ihre Familien und die Gesellschaften, in denen sie leben.

Ein multiperspektivischer Ansatz zum Umgang mit Lebensgeschichten der Kriegskinder

Die Lebensgeschichten von Europas Kriegskindern zu erforschen, den privaten und öffentlichen Dialog über die höchst unterschiedlichen europäischen Kriegskinderbiografien anzuregen und die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Fortwirken der Folgen des Zweiten Weltkriegs in den nachfolgenden Generationen zu unterstützen, sind die zentralen Anliegen der Körber-Stiftung im Gedenkjahr 2015. 70 Jahre nach Kriegsende leistet die Stiftung mit Projekten und Veranstaltungen für junge Erwachsene, Experten und Multiplikatoren aus über 20 Ländern Europas einen Beitrag zu einem multiperspektivischen Blick auf das Erbe des Krieges. Mit ihren Aktivitäten ermöglicht sie einen Beitrag zu einem Dialog zwischen verschiedenen Generationen über die Gegenwart der Vergangenheit in Europa und gibt – speziell mit Blick auf die

heute 15- bis 25-jährigen – Impulse für eine zivilgesellschaftlich getragene europäische Friedenserziehung.

Die Beschäftigung mit Erfahrungsgeschichte hat in der Arbeit der Stiftung eine lange Tradition. In den historischen Forschungswettbewerben des EUSTORY-Netzwerks regt sie gemeinsam mit zivilgesellschaftlichen Partnerorganisationen in derzeit 25 Ländern Europas Schüler und Jugendliche dazu an, sich mit Regional- und Familiengeschichte, also den konkreten historischen Erfahrungen „vor Ort“ auseinanderzusetzen. Jährlich nehmen rund 12.000 Jugendliche an den EUSTORY-Wettbewerben teil, von denen der größte und älteste der Deutsche Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten ist. Die Lebensgeschichten der drei Kriegskinder Lidija, Katja und Hilda, die zu Anfang dieses Textes skizziert sind, wurden von Jugendlichen aus Lettland, Russland und Belgien im Rahmen ihrer jeweiligen Geschichtswettbewerbe erforscht und dokumentiert. Die Schicksale der drei Frauen wären verborgen geblieben, wenn ihre Enkel sie nicht aufgeschrieben und öffentlich gemacht hätten. Mit ihren Beiträgen haben sich die drei Autoren ein eigenes Bild der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen erarbeitet und damit der jeweiligen offiziellen Geschichtsschreibung in ihren Heimatländern eigene Nachforschungen entgegen gestellt. In den 25 EUSTORY-Geschichtswettbewerben existiert eine große Zahl von Beiträgen, die sich mit den Erfahrungen und Prägungen von Kriegskindern in Europa

auseinandersetzen. Das große Interesse der Jugendlichen illustriert nicht nur, dass der Zweite Weltkrieg bis heute europaweit eine zentrale Rolle in den Familiengedächtnissen spielt, sondern spricht auch dafür, dass über den Krieg und seine Folgen ein großes Bedürfnis nach intergenerationeller Verständigung besteht.

Familiengeschichte und Kontextualisierung

Doch für einen multiperspektivischen und kritischen Dialog über Europas Kriegskinder braucht es mehr als ‚nur‘ die Aufarbeitung der eigenen Familien- oder Regionalgeschichte durch Jugendliche. Es braucht Raum für Begegnung und Austausch über die historischen Erfahrungen und über die unterschiedlichen Interpretationen der Arbeitsergebnisse. Dabei sollten die Lebenswege und die dazugehörigen Forschungsergebnisse so präsentiert werden, dass auch Berichte über andere Lebenswege und abweichende Interpretationen neben ihnen Raum einnehmen können. Opferkonkurrenzen oder Überlegenheitsdiskurse sollten erkannt und kritisch hinterfragt werden können. Den Ort dafür bietet die Körber-Stiftung mit Seminar- und Debattenangeboten des History Campus, die sich an junge Europäer zwischen 15 und 25 Jahren richten. 2015 fand dort u.a. ein Online-Projekt zu Europas Kriegskindern mit 18 jungen Erwachsenen aus zwölf Ländern Europas statt. Im Vordergrund standen neben der Erforschung von Einzelschicksalen insbesondere die Konfrontation mit abweichenden Erzählungen und Erfahrungen, die

Auseinandersetzung mit Widersprüchlichkeiten und Brüchen. Dieses Stolpern über das „Knirschen“ in den Erzählungen ermöglichte es den Teilnehmern, das eigene nationale Narrativ im Spiegel des jeweils anderen zu verorten, ggf. neu zu bewerten und ihre eigene Interpretation der Vergangenheit daraus abzuleiten. So stellten zwei Teilnehmerinnen aus Slowenien bzw. aus Serbien als ein Ergebnis ihrer grenzübergreifenden Arbeit fest: „Wir hatten uns in unseren Heimatländern vorab beide mit der Geschichte Jugoslawiens beschäftigt. Im Seminar waren Kinder und Jugendliche im Widerstand unser Thema. Als wir unsere Ergebnisse gegenüberstellten, fiel uns auf, dass die Bewertung der Rolle und Bedeutung der Widerstandsbewegungen sowie das Urteil darüber, wer die Täter und wer die Opfer waren, in unseren beiden Ländern komplett unterschiedlich sind. Geschichte ist subjektiv und bietet Raum für die unterschiedlichsten Interpretationen.“

Ausblick

70 Jahre nach Kriegsende steht die Erinnerungskultur in Europa am Scheideweg: die Generation derjenigen, die den Krieg aktiv erlebt haben und als Zeitzeugen davon berichten können, ist fast ausgestorben. Nun gilt es, Europas Kriegskindern mit ihren Erfahrungen und Prägungen in der Auseinandersetzung um das Erbe des Krieges Raum zu geben. Dabei kann es nicht um ‚ererbte Zeitzeugenschaft‘ gehen, sondern darum, den Erzählungen und Erlebnissen von Kriegskindern einen eigenen Platz in der diskursiven und demo-

kratischen Entscheidungsfindung über die Bedeutung von Geschichte und Erinnerung für die europäischen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts einzuräumen. Dieser demokratische Aushandlungs- und Diskussionsprozess muss die Fachkreise der Wissenschaft verlassen und möglichst viele Akteure einschließen, wenn er erfolgreich sein soll: Künstler, Schriftsteller, zivilgesellschaftliche Gruppen und Einrichtungen müssen daran ebenso beteiligt sein wie Wissenschaftler und Experten in Museen, Gedenkstättenmitarbeiter, Journalisten und Publizisten. Einen Ansatz für solch einen ‚europäischen Erinnerungsraum‘, der die Brücken zwischen unterschiedlichsten Disziplinen sowie zwischen Vergangenheit und Gegenwart schlägt, haben die Körber-Stiftung und das Deutsche Historische Museum in Berlin im Mai 2015 mit einem gemeinsamen Erinnerungstag zum Thema „Europas Kriegskinder“ geliefert. Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler und Politiker diskutierten dort einen Tag lang über verschiedenste Facetten von Kriegskindheiten in Europa und über die Aktualität des Themas für die europäischen Gesellschaften von heute.

Die Aktualität des Themas lag bereits im Mai 2015 auf der Hand und hat seitdem in bedrückender Weise zugenommen. Im Krieg in der Ukraine werden seit Frühjahr 2014 Tausende von Kindern und Jugendlichen mit Gewalterfahrungen konfrontiert, für deren Verarbeitung sie viel Zeit und

dringend Unterstützung benötigen. Und auch die überwiegende Zahl der rund 150.000 minderjährigen unbegleiteten Flüchtlinge, die allein 2014 in der Europäischen Union Asyl beantragt haben, kommt aus Kriegs-, Bürgerkriegs- und Krisengebieten wie Syrien, Afghanistan und Eritrea und hat bei ihrer Ankunft traumatische Kriegs- und Gewalterfahrungen im Gepäck. Bei deren Verarbeitung brauchen die Geflüchteten ebenfalls Hilfe.

Das Wissen darüber, wie der Krieg eine ganze Generation von Europäern und ihre Nachkommen in unterschiedlicher Weise geprägt hat, könnte eine Chance für Europa und uns Europäer sein, denjenigen Kriegskindern mit Empathie zu begegnen, die jetzt zu uns kommen, um hier eine neue Heimat zu finden.

Über die Autorin und den Autor:

Gabriele Woideko ist Historikerin und Slawistin. Die Europaexpertin der Körber-Stiftung ist seit 2000 Programm Leiterin des europäischen Geschichtsnetzwerks EUSTORY und seit 2011 zusätzlich Programm Leiterin des FutureLab Europe und weiterer Europaaktivitäten des Bereichs Bildung. Sie fing 1996 als Programm Managerin in der Körber-Stiftung an und war zuvor Dozentin an der Universität Hamburg.

Sven Tetzlaff ist Sozial- und Wirtschaftshistoriker. Seit 2008 leitet er den Bereich Bildung der Körber-Stiftung; hier fing er 1997 als Programm Manager an und war ab 2001 Programm Leiter des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten. Davor war er Mitarbeiter an der Universität Hamburg, und arbeitet an sozial- und kulturgeschichtlichen Ausstellungsprojekten. Sven Tetzlaff ist Mitglied im Beirat der Zitadelle Berlin sowie Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Herbert und Elsbeth Weichmann-Stiftung. Er veröffentlichte zur Kultur- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, zur historischen Projektarbeit und zur Durchführung von Schülerwettbewerben.

„Kriegskinder in Europa“ – eine junge Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg und die Zukunft der Erinnerung

Von Constanze Jaiser

Der Diskurs zum komplexen Themenfeld „Kriegskinder“ ist im deutschen Kontext geprägt von Diskussionen über sogenannte Bombenopfer, Vertriebene und Opferhierarchisierungen. Um dem Diskurs zum Thema gerecht zu werden und so auch Erzählungen mit einer europäischen Dimension in den Blick zu nehmen, wurden in einem Projekt mit 18 Studierenden aus 12 europäischen Ländern sehr unterschiedliche Gruppen von Kindern erforscht. Dabei ging es den Projektverantwortlichen, der Körber-Stiftung und der Agentur für Bildung, darum, die junge Perspektive und Fragen zur Zukunft der Erinnerung aus Sicht der heute 19- bis 27-Jährigen wertschätzend zur Geltung zu bringen.

Für ein europäisches Projekt unter dem Titel „Children of War in Europe“ lud die Körber-Stiftung 20 Studierende im Alter von 19 bis 27 Jahren ein, ein Semester lang online sowie während eines einwöchigen Studienaufenthaltes in Berlin gemeinsam zu lernen und sich über die verschiedenen nationalen und kulturellen Perspektiven auszutauschen. Verantwortlich für die Durchführung zeichnete die Agentur für Bildung – Geschichte, Politik und Medien e.V., die über verschiedene Angebote und Arbeitsaufträge Interaktivität herstellte. Die jungen Europäerinnen und Europäer werte-

ten Forschungsergebnisse anderer Jugendlicher aus, die an Geschichtswettbewerben des EUSTORY-Netzwerks teilgenommen hatten. Sie schrieben Rezensionen zu neu erschienenen einschlägigen Büchern und Filmen. Sie beteiligten sich an einer Serie von Fragen, in denen das Thema Kriegskinder, sowohl in seiner historischen als auch seiner gegenwärtigen Dimension, Anlass für Forschungen (im eigenen Land) boten. Und schließlich bildeten sie binationale Tandems, um ein selbst gewähltes Thema forschend zu vertiefen. Während eines einwöchigen Präsenzseminars in Berlin, zu dem 18 der 20 Studierenden kommen konnten, wurde intensiv debattiert und gearbeitet.

Kinder und Zweiter Weltkrieg

Unter Kriegskinder werden im deutschsprachigen Raum häufig Kinder verstanden, die in Bombenkellern ausharren und mit der Landverschickung die Städte verlassen mussten. Aber auch bei dem großen Thema „Flucht und Vertreibung“ wird immer wieder auf die zahlreichen Kinder verwiesen, die Opfer einer Abschiebungsaggression wurden.

Was offenbar nicht nur im deutschen Diskurs über Kriegskinder weniger vorkommt, sind die Gräueltaten, die die Nationalsozialisten in den zahlreichen überfallenen und besetzten Ländern Kindern angetan haben. So fehlen in der Geschichtsschreibung und in den Erinnerungskulturen noch immer oft die Kinder von Verfolgten des NS-Staats, zum Beispiel jüdische Kinder, die verzweifelt und auf sich gestellt im Versteck überleben

mussten, oder russische Kinder, die während der sogenannten Leningrader Hungerblockade elend umkamen, oder aber Kinder aus Widerstandsfamilien, die, noch weit nach dem Krieg und aus unterschiedlichen Gründen, in den europäischen Gesellschaften regelrecht geächtet wurden.

Erzählt wird im deutschsprachigen Raum wenig von Kindern, deren Eltern dem NS-Regime zustimmten oder die selbst z.B. der Hitlerjugend angehörten oder sogar mit der Waffe kämpften. Doch auch in anderen europäischen Ländern, die in unterschiedlichem Ausmaß mit dem NS-Regime kooperierten, sei es Kroatien, Litauen oder die Niederlande, erfährt man bis heute wenig über diese Kinder. Hinzu kommen nicht nur die in vom nationalsozialistischen Deutschland besetzten Ländern von Wehrmachtangehörigen gezeugten Kinder, sondern auch die Kinder der Besatzung Deutschlands. Erst seit den 1990er Jahren wurde von diesen Kindern geredet, so zunächst über die Mütter und ihre Kinder in Norwegen; in anderen Ländern, wie in Belgien begann die Forschung erst vor wenigen Jahren.

Unabhängig davon, welche Rolle den Kindern Europas während des Zweiten Weltkrieges zukam, die Annahme ist berechtigt, dass sie grundsätzlich aus dem Krieg mit seelischen Wunden und auch körperlichen Versehrtheiten hervorgegangen sind. In den meisten Ländern übereinstimmend ist es das Brot, das von ehemaligen Kindern als Symbol für den empfundenen Hunger und Schrecken bis ins hohe Alter erinnert wird. Andererseits ist im öffentlichen Diskurs das

Bild des Kindes aber auch a priori gekennzeichnet von einem Nimbus der Unschuld, sodass es sich, nun aber politisch vereinnahmt, für viele europäische Masternarrative eignet. Was dann häufig zu kurz kommt, ist das individuelle Schicksal im historischen Kontext und eine Sicht auf Kinder und Jugendliche, die ihre Handlungsspielräume suchten, häufig Aufgaben der Erwachsenen übernehmen mussten oder sehr wohl dazu in der Lage sind, trotz allem ein erfolgreiches Leben aufzubauen und ihre damalige Situation zu reflektieren. Ein besonderes Beispiel wären hier jene Kinder, die eine aktive Rolle in den europäischen Widerstandsbewegungen spielten (vgl. hierzu eine preisgekrönte Radiosendung des CBC von Paul Kennedy, „Little Fighters“, die erstmals 1989 gesendet wurde).

Ergebnisse des Seminars „Children of War in Europe“

Während des gesamten Seminars wurden über verschiedene Methoden ganz unterschiedliche Gruppen von Kriegskindern berücksichtigt. In den binationalen Tandems (vgl. Themenüberblick [hier](#)) wurden insbesondere folgende Themen einer intensivierten Betrachtung unterzogen:

Kinder im Versteck (österreichisch-spanisches Tandem),

Jüdische und andere Kinder in Konzentrationslagern der Nationalsozialisten und der kroatischen Ustacha (serbisch-griechisches Tandem),

Besatzungskinder (belgisch-österreichisch-finnisches Trio),

Kinder aus Widerstandsfamilien – Gefangen zwischen Erinnerung und Realität (slowenisch-serbisches Tandem),

Nach Sibirien verschleppte lettische und litauische Kinder (lettisch-litauisches Tandem),

Auswirkung sowjetischer Gefangenschaft (georgisch-österreichisches Tandem),

Kriegskinder in der unmittelbaren Nachkriegszeit (slowenisch-niederländisches Team),

Medizinische Experimente an Kindern (polnisch-russisches Tandem),

Vertreibung – Kinder damals und heute (polnisch-deutsches Tandem).

Die Dokumentation des gesamten Seminars findet sich öffentlich zugänglich auf dem History Campus der Körber-Stiftung.

Die jungen Forscherinnen und Forscher haben keine Mühen gescheut und zum Teil über Monate Material zusammengetragen. Sie suchten in Archiven und Museen, sie studierten neueste Publikationen und Filme, sie führten Interviews mit ehemaligen Kriegskindern, und es gelang ihnen, eine jeweils binationale (in einem Fall trinationale) Perspektive auf ein Thema und ihre jeweiligen Standpunkte sichtbar zu machen.

Besonderes Augenmerk legten sie dabei auf drei Aspekte:

Vergessene Stimmen von Kriegskindern hörbar machen

Erstens war ihnen daran gelegen, die oft in ihren Ländern vernachlässigten, ja

vergessenen Stimmen der Kinder hörbar zu machen (über Biographien, Zitatcollagen, Interviews und sogar über ein fiktives Tagebuch). Es entstanden berührende Texte wie kühle Bestandsaufnahmen, aus denen sehr viel gelernt werden kann über die Kriegskinderthematik in einer europäischen Dimension. Beispielhaft nennen möchte ich den Beitrag von Milena Tatalović and Fotini Patinari, „Whispers becoming voices: Scenes of lost childhood from the Balkans“, die, unter anderem über ein literarisch-filmisches Montageverfahren, verschüttete Stimmen jüdischer, griechischer und serbischer Kinder behutsam in Szene setzten. Sie erläutern:

„During the tandem research, our ambition was not only to provide historical facts, but to listen to the voices of the child survivors, who might have been overheard. It was a difficult task, since in Serbia and in Greece, the traces of remembrance of war children are not prominent. In Thessaloniki, there is no memorial, and data about Jewish children is missing. In Belgrade, there is no clear vision on how to make the Sajmište camp site a part of collective memory. For us, personal stories are a way to strengthen this remembrance and a chance to walk in another person's shoes for a while. Milan, Yacov and Raul are here to remind us that we cannot allow ourselves to forget. In order to give more child survivors the attention they deserve, we collected quotations of hidden children, of children who suffered from the occupation and of children who survived concentration camps.“ (Dokumentation)

Ein weiteres Beispiel, "Children of War in the Aftermath of War", von Sara Bensa and Dyonne Niehof, widmet sich den Kindern, die sich während des Krieges auf der "falschen Seite" befanden, und unmittelbar nach 1945 Diskriminierung und Verfolgung ausgesetzt waren. Sara Bensa erforschte ein Lager, das, unter dem sich neu bildenden sozialistischen Regime in Slovenien, insbesondere für Kinder eingerichtet worden war:

"Petriček became the camp where children of opponents of the communist regime were locked up. It is the camp where children were separated from their parents. It is the place where children were marked with scars that cannot ever be healed. And yet, so little is known about it and about its children. The former Slovenian government kept it as a secret. Children were prohibited to talk about it. That is exactly why I would like to present you a story of a post-war child; because he deserves to be heard. His name is Ivan Ott." (vgl. [Dokumentation](#))

Ihre Tandempartnerin, Dyonne Niehoff, entschied sich für das in den Niederlanden eher ignorierte Schicksal niederländischer Jungen, die während des Zweiten Weltkriegs in der Hitlerjugend und in einer Eliteschule waren. Sie wandte das literarische Verfahren eines fiktiven Tagebuchs an, um deutlich zu machen:

"Through the eyes of the young boy, who was eleven when the war broke out, I will explain how the events of 1940–45 impressed him at first but then scarred him for life. The events of the story are based on true events,

but for the purpose of the story some dates have been altered. The purpose of this fictional diary is to provide the reader with an insight into the lives of these boys and their struggles to find their place in the post-war society." (vgl. [Dokumentation](#))

Kritische Reflexionen nationaler und europäischer Gedenkkulturen

Zweitens finden sich häufig kritische Reflexionen und Erklärungsansätze zu der Frage, warum der Aspekt der Kriegskinder im öffentlichen Gedenken des jeweiligen Landes bislang unzulässig vernachlässigt wurde und worin die Chancen liegen, sich genau diesen Geschichten zuzuwenden. Für die Teilnehmenden wie für uns war es mitunter überraschend, wie sehr sich die Mechanismen und Erinnerungspraxen in den jeweiligen Ländern glichen. Insbesondere Aspekte wie „Mittäterschaft“ und politische „Sippenhaft“ waren immer wieder Gegenstand von Umdeutungen, unter denen in erster Linie die Kinder zu leiden hatten. Deutlich wird häufig, wie sehr die Erinnerung an die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs von politischen Systemen instrumentalisiert oder tabuisiert wurde und wird. In diesem Lichte sind insbesondere auch die Bemühungen zu sehen, die Geschichte jener Kinder ans Tageslicht zu bringen, die unter dem sowjetischen Regime litten und vertrieben wurden. So schreiben Rasa Goštautaitė und Agnija Vaska in ihrem Beitrag „‘Guilty without guilt’. Latvian and Lithuanian Children being exposed around Siberia“:

„1940 marks not only the first Soviet occupation of the Baltic States (Lithuania, Latvia and Estonia), but also the beginning of repressions aimed at the indigenous populations, which included mass arrests, surveillance and deportations.

The accusations behind the deportations were different. Families were selected based on their social status. The first wave mainly touched members of the intelligentsia – teachers, politicians and state officers. In the later years, people could be deported for very trivial reasons, like owning too much land or belonging to certain associations. Others would be deported for anti-Soviet ideas, agitation and resistance.” (vgl. Dokumentation)

Kriegskinder damals und heute – Lernen aus der Geschichte

Drittens fand sich bei fast allen Tandems auch eine dezidiert gegenwartsbezogene Motivation, nämlich die Überzeugung, dass aus der Beschäftigung mit der Geschichte Einiges für die gegenwärtige Lage von Kindern aus Konflikt- und Kriegsgebieten gelernt werden könne. Bei dem polnisch-deutschen Tandem führte das sogar so weit, dass sie sich experimentell an einen Film wagten, der eine vergleichbare Struktur und emotionale Befindlichkeit dieser Kinderschicksale damals und heute freilegte. In ihrem gemeinsamen Beitrag, „Trains Crashed or Boats Capsized – does it make a difference? Similarities of escape experiences from a child’s perspective”, der gleichzeitig in ihren Film einführt, denken Oldrich Justa und

Johanna Strunge über die Chancen nach, im Hinblick auf die heutige Flüchtlingsthematik aus der Geschichte für ein Heute zu lernen:

“Maybe we can understand the situation of the refugees nowadays better by reflecting the fate of children of WW II?

During our interviews with children expelled during WWII, we found support for this thesis by former refugees themselves. For example, Roswitha who was two years old when she had to flee from Upper-Silesia to Berlin in 1945, feels strong empathy for the children-refugees nowadays. She told us in an interview: ‘I feel the misery of the refugees today!’

[...] We chose to focus on the 15-years-old Theodor (Theo) Pohl and his forced escape, telling his experiences in a short film. We emphasized the main aspects of his story in order to underline the universal aspects of a child’s forced migration experience. As a result, his fear, loneliness and suffering were taken into focus.

Even without the exact dates, places and names, it remains the personal story of Theodor Hugo Pohl. Only at the end of the short movie, the spectator gets to know that Theodor fled in 1946, is 85 years old today, and experienced the expulsion 69 years ago.

Without the additional information, the short film could also be a child telling his harrowing story in 2015: watching our film is meant to be irritating and thought-provoking.” (vgl. Dokumentation)

Familienbiographische Zugänge

Das Seminar, das von März bis August 2015 lief, bot und bietet nicht nur den Teilnehmenden eine herausragende Möglichkeit, das Thema Kriegskinder in seiner europäischen Dimension auszuloten. Wir Durchführenden haben sehr profitiert von der lebendigen, multinationalen Debatte. Dabei waren uns auch externe Fachleute eine große Hilfe, darunter Ingrid Bettwieser, die uns souverän zur Thematik über das Gelände der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen führte (vgl. den Bericht von Nadja Grintzewitsch und den Film des Teilnehmers Rafael Jiménez Montoya), aber auch Ljiljana Radonić, die uns Thesen und Ergebnisse ihrer neuesten Forschungen in einem von Birgit Marzinka durchgeführten Webinar zur Diskussion stellte: „Europeanization of the Holocaust‘ and Victim Hierarchies in Post-Communist Memorial Museums“.

Ein Höhepunkt des gemeinsamen Aufenthalts in Berlin war gewiss für alle das Zeitzeugengespräch mit Inga Zomber-Eschke, die 1941 in Berlin geboren wurde (vgl. den Bericht von Nadja Grintzewitsch), aber auch die gemeinsame familienbiographischen Zugänge zum Thema (vgl. die Dokumentation). Alle 18 Teilnehmenden brachten ein Familienartefakt mit nach Berlin, das mit Kriegskindern in der Familie verknüpft war: Liebesbriefe, ein Poesie- und ein Wörterbuch, einen Ring, einen Ziegelstein, ein Feuerzeug, Lebensmittelkarten, Fotos und Dokumente, alle verknüpft mit dem Zweiten Weltkrieg. Darüber hinaus hörten wir aber auch die Geschichte eiserner Eheringe,

die finnischen Urgroßeltern gehörten, die Kinder im Ersten Weltkrieg waren, und die über einen gefälschten Geldschein, der von einem damals 14-jährigen Großvater eines spanischen Teilnehmers perfekt gezeichnet war – eine Maßnahme, um während des Spanischen Bürgerkrieges Nahrung bezahlen zu können.

In Partnerinterviews und in Gruppenarbeit wurden familiäre Schicksale und Ereignisse vorgestellt und nach Differenzen und Ähnlichkeiten geforscht (vgl. den Beitrag der Autorin „Losses, Artefacts and Feelings. Young Europeans sharing their family stories“).

Es ist der Körber-Stiftung und ihrem EUSTORY-Netzwerk zu verdanken, das dieses Thema im Gedenkjahr „70 Jahre Zweiter Weltkrieg“ in so besonderer Art und Weise sichtbar gemacht werden konnte. Die Teilnehmenden des Seminars jedenfalls waren einhellig der Meinung, dass über solche Möglichkeiten zum Forschen und Austausch ein wertvoller Beitrag geleistet werden kann, hin zu einer lebendigen europäischen Erinnerung.

Über die Autorin:

Dr. Constanze Jaiser ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Agentur für Bildung und war 2013 bei der Stiftung Denkmal für die Juden Europas Projektleiterin des Internetportals „Du bist anders?“

Besatzungskinder in Polen

Von Maren Röger

Wäre es nach den deutschen Besatzern gegangen, hätten weder Iwona noch Dorota noch Krzysztof noch Tausende andere Kinder von Polinnen und deutschen Besatzern das Licht der Welt erblickt. Die polnische Bevölkerung wurde, wie andere slawische Völker auch, in der nationalsozialistischen Rassenideologie als minderwertig, als „Untermenschen“ eingestuft. Entsprechend war den deutschen Soldaten, Polizeiangehörigen und Zivilbesatzern während der Besatzung Polens im Zweiten Weltkrieg (1939-1945) jeglicher gesellschaftliche und insbesondere sexuelle Verkehr mit einheimischen Frauen strikt verboten. Lediglich in den eigens eingerichteten Bordellen hätte Geschlechtsverkehr unter strenger Aufsicht und unter Anwendung von Kondomen stattfinden dürfen.

Trotz all dieser Vorschriften wurden deutsch-polnische Besatzungskinder geboren. Ihre Mütter pflegten im Zweiten Weltkrieg zu deutschen Männern Beziehungen, die ganz unterschiedlich zustande kamen und motiviert waren. Eine Mutter erzählte ihrem Kind von großer Liebe zu dem deutschen Mann, eine andere betonte, wie gut der Deutsche, der als Quartiermeister den Schlüssel zum Lebensmitteldepot hatte, ihre Familie versorgte. Andere verrieten kaum etwas von den biologischen Vätern in deutscher Uniform – sie wollten diese intimen Kontakte in jungen Jahren, die ihr späteres Leben meist kompliziert gemacht hatte, nur

vergessen. Und dann gab es noch Frauen, die nicht reden konnten, weil sie traumatisiert waren von sexuellen Übergriffen durch Deutsche. Nötigungen am Arbeitsplatz waren in der Besatzungszeit verbreitet.

Wie viele Kinder als Folge der Kontakte – der erzwungenen als auch der mehr oder minder freiwilligen – das Licht der Welt erblickten, ist unbekannt. Zuverlässige amtliche Statistiken gibt es nicht, obwohl die Vertreter der unterschiedlichen Besatzungsinstitutionen und hier vor allem der unterschiedlichen Institutionen der Rassen- und Volkstumspolitik von der Geburt der Besatzungskinder wussten, ja sogar an den (verbotenen) Kindern immer wieder Interesse bekundeten. Das Interesse speiste sich aus den Nachkriegsplänen für die Region. Nach Festigung der deutschen Herrschaft in Osteuropa sollten die Gebiete „germanisiert“ werden, erstens durch die gezielte Ansiedlung von Reichsdeutschen, und zweitens durch die Integration desjenigen Teils der einheimischen Bevölkerung, der den Deutschen „germanisierbar“ erschien. In diesem Kontext waren Nachkommen deutscher Besatzer für die Rassenplaner besonders interessant. Vorstöße zur flächendeckenden Registrierung der Besatzungskinder blieben jedoch halbherzig und wurden bis zum Rückzug der Deutschen nicht konsequent umgesetzt.

Dennoch lässt sich auf Grundlage der überlieferten fragmentierten Statistiken sowie einiger Berichte der diversen Instanzen des NS-Okkupationsregimes schätzen, dass für

Polen von mehreren tausend Besatzungskindern auszugehen ist. Rechnet man hinzu, dass viele polnische Frauen aus Angst vor Strafe die aus Besatzungsbeziehungen geborenen Kindern nicht als solche den Behörden meldeten, dürften sich Besatzungskinderzahlen zwischen den norwegischen (8.000) und dänischen (12-15.000) einpendeln. Bei einer Annäherung an Zahlen ist zudem zu berücksichtigen, dass zahlreiche Besatzungskinder in Polen vermutlich nie das Licht der Welt erblickten. Abtreibungen waren angesichts der Härten der Besatzungszeit verbreitet, und die Dunkelziffer dürfte insbesondere bei den Schwangerschaften durch Angehörige der Besatzungsmacht hoch gewesen sein. Eine Frau aus Gnesen, heute Gniezno in Westpolen, beispielsweise tötete ihr Kind von einem deutschen Soldaten nach der Geburt, da sie, eine 19-Jährige, sich wegen der Beziehung den Vorwürfen ihrer Mutter und „hämischen Bemerkungen ihrer Arbeitskolleginnen“ ausgesetzt sah. Insgesamt war die Angst der Frauen vor dem sozialen Umfeld groß, da die patriotisch gesinnte Mehrheit der Bevölkerung Beziehungen mit Besatzern ablehnend gegenüberstand. Von den von mir interviewten Besatzungskindern in Polen berichtete eines sogar von einem Tötungsversuch durch die eigene Großmutter. Als Mutter und Tante – die der Besatzungsbeziehung ihrer Schwester wohlwollend gegenüber stand – abwesend waren, versuchte die Großmutter das fünf Monate alte Kind mit einem Lösungsmittel zu vergiften.

Mit den Tötungsversuchen ist sogleich die extremste Reaktion auf Besatzungskinder benannt. Alles in allem machten die meisten der von mir interviewten Besatzungskinder, insgesamt ein Dutzend, negative Erfahrungen mit den eigenen Großeltern, Tanten und Onkel, späteren Stiefväter und Stiefgeschwister und mitunter sogar der eigenen Mutter. Dorota P., die auch in der Schule zahlreiche Hänseleien erdulden musste, bedachten mehrere Familienmitglieder mit abfälligen Bemerkungen. So nannte ihre Großmutter sie nur „bękart“, was ein Bedeutungsspektrum von unehelichem Kind, Bastard, Balg bis zu Hurenkind hat. Auch ihre Tante beteiligte sich an dem innerfamiliären Mobbing. Als sich Frau P. eines Tages darüber bei der Mutter beklagte, habe diese nur geantwortet, dass sie davon wisse. Insgesamt sei ihre Mutter emotional sehr distanziert gewesen, habe keine wirkliche Liebe zu ihr empfinden können. Die Interviewte resümierte ihre Erfahrungen: „Ich hatte keinen Vater, aber eine Mutter hatte ich wohl auch nicht.“ Die ‚falsche Herkunft‘ führte bei einigen Kindern (mit) dazu, dass die Beziehungen zu den wichtigsten Bezugspersonen im Leben gestört waren – eine nicht zu unterschätzende psychosoziale Belastung.

Interessanterweise scheint den polnischen Besatzungskindern im familiären Umfeld mehr Ablehnung entgegengeschlagen zu sein als im weiteren sozialen Umfeld, womit sich eine signifikante Abweichung zu anderen Teilen Europas ergibt. Wiesen Vergleichsstudien darauf hin, dass die nord- und westeuropäischen Besatzungskinder in ihrer

frühen Kindheit zu einem hohem Prozentsatz von Mitschülern, Lehrern oder anderen Erwachsenen im sozialen Umfeld aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert wurden, erinnerten sich von den interviewten polnischen Besatzungskindern nur wenige an öffentliche Demütigungen. Die Erklärung hierfür liegt nicht etwa im größeren Verständnis der polnischen Bevölkerung für derlei Beziehungen, sondern in der Tatsache, dass die polnischen Frauen konsequent Verschleierungsmöglichkeiten nutzen, die sich nach 1945 boten. Sie zogen aus ihrem Heimatort weg, manche nutzten die soziale Anonymität der sogenannten wiedergewonnenen Gebiete, also der ehemals deutschen Territorien, die an Polen abgetreten wurden. Eine weitere Möglichkeit zur Verschleierung bot die polnische Administration: Da während der NS-Zeit zahlreiche Personenstandsunterlagen vernichtet wurden, konnte die Identität auf dem Amt durch nur einen Zeugen bestätigt werden. Die Mütter fälschten entweder das Geburtsjahr, so dass ihre Kinder rein rechnerisch kein Besatzungskind mehr sein konnten, oder ließen gleich einen fiktionalen Vater eintragen oder änderten gar den ganzen Familiennamen. In der 1951 ausgestellten Taufurkunde von Katarzyna S. blieb die Spalte zum Vater leer, in der 1959 nachträglich ausgestellten Geburtsurkunde wiederum ist das Kind nicht mehr vaterlos. Anstatt den namentlich bekannten deutschen Vater einzutragen, wählte die Mutter den Vornamen ihres polnischen Arbeitgebers. Aus diesen Gründen konnten Besatzungskinder in Polenselteneridentifiziert und in der breiteren

Öffentlichkeit diskriminiert werden. Wie sich die polnische Politik, aber auch die einflussreiche katholische Kirche zu den Besatzungskindern – und zwar nicht nur zu den deutschen, sondern auch zu den von Sowjetsoldaten gezeugten – positionierte, ist bislang unbekannt und eine Forschungsaufgabe, die momentan im Rahmen eines großen europäischen Projektes zu den „Children Born of War – Past, Present, Future“ bearbeitet wird. Zu den drängenden Aufgaben gehört die Sammlung weiterer Lebensgeschichten, auch um die oben genannten Ergebnisse weiter zu untermauern, sowie die Konkretisierung der Besatzungskinderzahlen auch sowjetischer Väter.

Die Autorin:

Maren Röger studierte Kulturwissenschaften, Geschichte und Medienwissenschaften in Lüneburg und Wrocław. Seit Frühjahr 2015 ist sie Juniorprofessorin für „Deutschland und das östliche Europa“ an der Universität Augsburg. Zuvor arbeitete sie mehrere Jahre am Deutschen Historischen Institut Warschau. Einer ihrer Themenschwerpunkte ist die deutsche Besatzungszeit in Polen; in diesem Rahmen befasst sie sich u.a. mit den Kindern, die aus deutsch-polnischen Beziehungen während der Besatzungszeit entstanden sind. Sie veröffentlichte kürzlich (2015) die Monographie „Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945“, 2011 die Monographie „Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989“, und zum Thema Kriegskinder im selben Jahr den Aufsatz „Children of German Soldiers in Poland, in The Children of Foreign Soldiers in Finland, Norway, Denmark, Austria, Poland and Occupied Soviet Karelia“ von Lars Westerlund (Hrsg.).

Vaterlose Kriegswaisen in Polen und Deutschland nach 1945

Von Lu Seegers

„Witwer mit fünf Töchtern“ – so lautete eine der beliebtesten westdeutschen Filmkomödien des Jahres 1957. Heinz Erhardt spielt den latent überforderten Schlossverwalter Friedrich Scherzer, dem nach dem Tod seiner Frau der Spagat zwischen gewissenhafter Ausübung seines Berufs und der Sorge um seine fünf Töchter zu schaffen macht. Natürlich meistert der Witwer letztlich alle Schwierigkeiten mit Herzengüte, bemühter Strenge und viel Humor.

Die Realität sah für viele Kinder und Frauen nach 1945 jedoch ganz anders aus: Ihre Väter bzw. Männer waren während des Zweiten Weltkriegs gestorben oder vermisst. In Europa soll es nach 1945 circa 13 Millionen Voll- und Halbwaisen gegeben haben, allein in Deutschland hinterließen 5,3 Millionen gestorbene Soldaten etwa 1,2 Millionen Witwen, fast 2,5 Millionen Halbwaisen und etwa 100.000 Vollwaisen. Die meisten dieser Kinder gehörten den Jahrgängen 1935 bis 1945 an. Am höchsten waren die Bevölkerungsverluste prozentual in Polen. Hier verloren drei Millionen meist christliche Bürger und ebenso viele jüdischer Herkunft, zusammen fast 16 Prozent der Vorkriegspopulation, ihr Leben. Insgesamt soll es in Polen nach dem Krieg rund 1,1 Millionen Waisen und Halbwaisen gegeben haben. Die kriegsbedingte Vaterlosigkeit, obgleich ein Massenphänomen, wurde jahrzehntelang nur wenig beachtet. In meiner Studie „Vati blieb im

Krieg“. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen“ habe ich die Folgen der Vaterlosigkeit nach dem zweiten Weltkrieg und den familiären sowie gesellschaftlichen Umgang mit dieser Situation erforscht. Grundlage der Betrachtungen sind 40 Interviews mit Männern und Frauen der Jahrgänge 1935 bis 1945 aus West- und Ostdeutschland sowie aus Polen. Im Vergleich der drei Gesellschaften zeigt sich, dass die kriegsbedingte Vaterlosigkeit eine elementare Erfahrung war, die allerdings gesellschaftlich und kulturell unterschiedlich kontextualisiert war und die persönliche Erinnerung und Deutung beeinflusste. So ist zu beachten, dass es in der Bundesrepublik einen öffentlichen, stark moralisch geprägten Diskurs um Kriegerwitwen und Halbwaisen gab, während deren Situation in der DDR und in Polen unter den Vorgaben der sozialistischen Regime kaum thematisiert wurde. Wie gingen die Kinder also mit den veränderten Familienkonstellationen und mit der in der Familie erzählten Erinnerung an den Vater und seinem Tod im weiteren Leben um?

Veränderte Familienkonstellationen und das soziale Umfeld

In allen drei Gesellschaften veränderten sich durch die materiell schwierige Situation nach 1945 und den Tod des Vaters die Familienkonstellationen. Wegen fehlender eigener Erinnerung wurde das Leid der trauernden Mutter umso intensiver wahrgenommen. Gleichzeitig erlebten die Kinder sie aber als starke Persönlichkeit, da sie die Familie trotz allem versorgte,

woraus ein tiefes Pflicht- und Verantwortungsgefühl der Mutter gegenüber erwuchs. Wegen der Wohnungsnot zogen Kriegswitwen oft zu Verwandten oder bedurften, bei eigener Erwerbstätigkeit deren Hilfe bei der Kindererziehung. Besonders die Großeltern nahmen deshalb zumeist eine neuartige und in der Regel positiv wahrgenommene Rolle ein. Doch es gibt auch negative Erfahrungen: Während Großmütter gelegentlich ihre Töchter zu Kindern degradierten und die Erziehung der Enkel übernahmen, werden Großväter zumeist als fürsorgliche „Ersatzväter“ beschrieben, bisweilen auch als autoritär und gewalttätig charakterisiert. Im Resultat veränderte sich das generationelle Familiengefüge, was die Vermittlung von Erziehungsnormen, Sekundärtugenden und Werten betraf.

Auch das Verhältnis zwischen Geschwistern wurde empfindlich, aber geschlechts- und länderspezifisch, tangiert. In Westdeutschland wurden Mädchen in der Regel gegenüber ihren Brüdern deutlich weniger gefördert, diese rückten früh in der Erbfolge nach und durften eher eine höhere Schule besuchen. Der soziale Status der Mädchen definierte sich vor allem über die Eheschließung. Auch gesellschaftliche Diskurse spielten eine Rolle. So gingen westdeutsche Pädagogen, Psychiater und Soziologen davon aus, dass Mädchen weniger unter der Vaterlosigkeit litten als Jungen. Solche Diskurse waren in den Familien zumindest implizit relevant, wo Söhnen mehr Aufmerksamkeit zuteil wurde, wie Interviewpartnerinnen beschreiben. In Ostdeutschland spiel-

ten derlei Konkurrenzen hingegen kaum eine Rolle, weil die Vererbung von privaten Unternehmen selten vorkam und der Zugang zu höherer Bildung politisch, nicht aber finanziell reglementiert war. Ähnliches gilt für die polnischen Interviewpartnerinnen, die von Unterschieden in der Bedeutungszuschreibung von männlichen und weiblichen Geschwistern berichten, ohne dass diese materiell untermauert waren. Die fehlende öffentliche Beschäftigung mit den Kriegshinterbliebenen in der DDR hatte zur Folge, dass den Kindern im sozialen Umfeld unvoreingenommener begegnet wurde. Die Interviewpartner aus Westdeutschland, wo die offizielle Gedenkpolitik die Soldaten als Opfer des Nationalsozialismus deutete, fühlten sich hingegen öfters abschätzig behandelt, zumal Sozialexperten gerade jungen Frauen nicht zutrauten, ihren Erziehungspflichten gerecht zu werden. Diskurse über Verwahrlosung flossen deshalb auch in die (Selbst-)Beurteilung der Halbwaisen ein. In Polen fühlten sich die Kinder von ihrem sozialen Umfeld dagegen eher aufgrund ihres Flüchtlingsstatus schlecht behandelt: Hier mussten fast alle Interviewpartner während oder kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wegen der Vertreibung durch deutsche bzw. sowjetische Besatzer bzw. infolge der Westverschiebung der polnischen Grenze nach Kriegsende mindestens einmal ihren Wohn- und Aufenthaltsort ändern.

Ein weiterer Faktor für familiäre Veränderungen war die erneute Heirat der Witwen, was bemerkenswerterweise bei Müttern von Töchtern häufiger vorkam. Gerade polnische

Mädchen lehnten dies jedoch oft ab, weil sie ihren Vater als Held und Märtyrer sahen. Auch in Deutschland standen die Mädchen einer neuen Ehe skeptisch gegenüber, zumal sie die meist versehrten Kriegsheimkehrer als „unberechenbar“ empfanden. Töchter neu verheirateter Mütter bezeichnen das Verhältnis zum Stiefvater bestenfalls als neutral.

Der Vater im Familiengedächtnis

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren der Tod und die Toten in den Nachkriegsgesellschaften stets in Erinnerungen präsent. In West- wie in Ostdeutschland kursierten in den meisten Familien idealisierende Erzählungen über den gefallenen Vater. Die Trauer vieler Mütter trug dazu bei, die gemeinsame Zeit romantisch zu verklären. Zudem gab es strenge, die Erinnerung betreffende Konventionen, die auf das Gedenken einwirkten und auch in den Interviews relevant sind. Über die Aktivitäten der Väter im Krieg wurde generell nicht gesprochen. Mehr noch: Die deutschen Befragten binden den Vater in einen entlastenden Konversions-Topos ein, um ihn von einer möglichen Beteiligung an den Verbrechen der Nationalsozialisten freizusprechen.

In Polen wurde über die Tätigkeiten des Vaters im Krieg wegen großer Disparitäten von eigener Erinnerung und staatlicher Erinnerungspolitik kaum gesprochen. Dies galt vor allem, wenn dieser als Angehöriger der als staatsfeindlich geltenden Armia Krajowa oder durch die sowjetische Besatzung ums Leben gekommen war. In einigen Fällen

führte die Mischung aus Verschweigen und Mystifizierung sogar dazu, dass der Vater gleichzeitig vergessen und zugleich heroisiert wurde. Mit dem „Frühling im Oktober“ des Jahres 1956 lockerte sich die offizielle Haltung gegenüber der Armia Krajowa allmählich, Gewalttaten der sowjetischen Besatzer blieben jedoch bis in die 1980er Jahre hinein tabuisiert.

Wiedergutmachungen

In allen Interviews spielt die empfundene Verpflichtung zur Wiedergutmachung des Leids der Mutter eine große Rolle und das eigene berufliche und familiäre Leben wird damit eng verbunden. Gerade im Bereich von Ehe und Familie ist die Vaterlosigkeit als Deutungsmotiv bei den befragten Frauen jedoch deutlich präsenter als bei den Männern, was damit zusammenhängt, dass ein sozialer Aufstieg für Frauen in Westdeutschland in erster Linie mit einer „guten“ Ehe assoziiert wurde. Bekamen die Töchter uneheliche Kinder oder heirateten sie den „falschen Partner“, brachten die Mütter dies schnell mit der Vaterlosigkeit in Verbindung. In der DDR hatte die ebenfalls enge Verbindung zwischen Töchtern und Müttern andere Gründe. Eine Rolle spielte die desolate Wohnraumsituation: viele Töchter wohnten auch nach ihrer Heirat bei den Müttern wohnten, die ihnen bei der Kinderbetreuung halfen. Weil die Interviewpartnerinnen in der Regel voll erwerbstätig waren und von den Qualifizierungsmaßnahmen für Frauen profitieren konnten, fühlten sie sich für ihren Ehemann, von dem sie oft finanziell unabhängig waren, weniger verantwort-

lich als für das Wohlergehen der Mutter.

Auch in Polen prägte der Verlust des Vaters das weitere Leben der Töchter. Das traditionelle Familienleitbild blieb trotz vieler erwerbstätiger Frauen nahezu ungebrochen erhalten und die befragten Frauen fühlten sich für ihre Mütter verantwortlich. Während einige von ihnen ihr Leben den Wünschen der Mutter anpassten und zum Teil eigene Berufswünsche dafür aufgeben, konnten sich die männlichen Befragten in allen drei Ländern leichter von den Interessen der Witwen lösen. Auch dieses Verhalten ist sozialisationsbedingt, da Männern schon als Jugendlichen größere „Freiheiten“ zugestanden wurden als Mädchen. Ein schlechtes Gewissen ist allerdings auch in den Interviews der Männer spürbar, vornehmlich allerdings im beruflichen Bereich.

Fazit

Die kriegsbedingte Vaterlosigkeit stellt, wie der Beitrag zeigt, zwar eine essentielle Erfahrung der jeweils Betroffenen dar, die sich aber materiell und mental unterschiedlich auswirkte. Dementsprechend differieren die Selbstdeutungen des Vaterverlustes nach individuellen Umständen sowie nach Geschlecht, Schichtzugehörigkeit, Bildungsstand und gesellschaftspolitischen Bedingungen. Kennzeichnend für die Erzählungen sind deshalb beträchtliche länderspezifische Unterschiede im Umgang mit dem Verlust des Vaters.

Über die Autorin:

Lu Seegers studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Hannover. Sie ist Privatdozentin an der Universität Hamburg und Mitarbeiterin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg. Zuvor war sie u.a. als wissenschaftliche Mitarbeiterin am SFB Erinnerungskulturen der Justus-Liebig-Universität Gießen tätig und hatte Lehrstuhlvertretungen an der Humboldt Universität zu Berlin, der Universität Konstanz und der Bergischen Universität Wuppertal inne. Sie arbeitet schwerpunktmäßig zu Stadt- und Mediengeschichte, Erinnerungskulturen im 20. Jahrhundert und zur Generationsforschung. 2009 publizierte Seegers /Die „Generation der Kriegskinder“ Historische Hintergründe und Deutungen/ und habilitierte im Jahr 2011 mit der Studie /Vaterlosigkeit im 20. Jahrhundert. Kriegsbedingte Erfahrungen in Deutschland und Polen/. Das Buch ist unter dem Titel „Vati blieb im Krieg. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert“ 2013 im Wallstein Verlag erschienen.

Besatzungskinder in Deutschland nach 1945

Von Silke Satjukow

Anfang 1946 kam der Wohlfahrtsausschuss der Stadt Mannheim im Rathaus zusammen, um über das drängende Problem der Besatzungskinder zu beraten. Die Experten waren sich einig – diese Abkömmlinge alliierter Soldaten und deutscher Mütter dürften unter keinen Umständen zusammen mit dem eigenen Nachwuchs aufwachsen. Solcher Art Kinder seien allenfalls vorübergehend zu betreuen, ihr Aufenthalt in Deutschland könne nur eine kurze Zwischenstation in ihrem Leben darstellen.

Ähnlich wie in Mannheim argumentierten im Westen die meisten Kommunal- und Landesbehörden. Aus ihrer Sicht eröffneten sich für die „fremdstämmigen“ Neugeborenen drei Wege: die Privatisierung, also der Verbleib bei den Müttern respektive den Großeltern; die Hospitalisierung, also die Aufnahme in ein möglichst abgeschiedenes Waisenheim, oder die Überführung dieser Kinder in die Herkunftsländer der Väter.

In der Ostzone ließ es die offizielle Doktrin von einer Deutsch-Sowjetischen Freundschaft nicht zu, dass man die Nachkommen der siegreichen Sowjetsoldaten öffentlich zu Schandmalen stempelte. Doch auch hier verschwanden die „Russenkinder“ zunächst aus den Augen der Öffentlichkeit.

Die Besatzungskinder hatten von Geburt an ein schweres Los zu tragen, denn ihre Herkunft galt gleich in mehrerer Hinsicht

als zwielichtig: Sie waren uneheliche Abkömmlinge *und* Kinder einer wie auch immer gearteten Verbindung mit dem Feind – als Folge freiwilliger sexueller oder sogar Liebesbeziehungen, aber auch infolge von Vergewaltigungen. Sicher war oft nur, dass ihr Erzeuger Soldat einer gegnerischen Nation war; sein Name, seine Biographie und die Geschichte der Beziehung zur Mutter aber blieben gewöhnlich im Dunkeln. Doch ob „Russen-“ oder „Amikind“, ob „Britten-“ oder ob „Franzosenbrut“ – als vielfach ungewollte und ungeliebte „Bankerte“ mussten die Besatzungskinder mitsamt ihren Müttern rigorose Ablehnungen und Diskriminierungen ertragen.

Bis heute existieren keinerlei verlässliche Statistiken über ihre Größenordnung. Im Jahr 1955 publizierte die Bonner Regierung erst- und einmalig Zahlen. Ihren Angaben zufolge waren in Westdeutschland und in West-Berlin seit Kriegsende insgesamt 68.000 geboren worden. Die von den Jugendämtern zusammengestellten Daten bezogen sich damals allerdings nur auf jene Mündel, die zum Stichtag unmittelbar unter Amtsvormundschaft gestanden hatten. Waren sie zu diesem Zeitpunkt nicht vom Jugendamt betreut worden, verschwanden sie aus den amtlichen Registern. Nicht zu reden von all jenen Kindern, deren Abstammung von den Müttern geheim gehalten wurde: aus Scham, bisweilen aber auch aus Angst, man könnte ihnen ihr Baby wegnehmen. Die Erhebungen des Statistischen Bundesamtes offenbarten dennoch wichtige Fakten: Demnach stammten 55 Prozent der registrierten

Mündel von amerikanischen Männern ab, 15 Prozent von Franzosen, zehn Prozent von Engländern, fünf Prozent von Rotarmisten (deren Mütter in den Westen übergesiedelt waren). Fast 5.000 Kinder waren farbig; sie wurden als „Mischlingskinder“ geführt. Die Mehrzahl der Besatzungskinder lebte in Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und Hessen, also in der französischen und der amerikanischen Besatzungszone.

Für die Sowjetische Besatzungszone beziehungsweise für die DDR wurden zu keinem Zeitpunkt Erhebungen angestellt. Wissenschaftliche Berechnungen gehen von mindestens 300.000 Kindern aus, die allein infolge von Vergewaltigungen unmittelbar zu Kriegsende geboren worden waren, spätere Geburten sind hier nicht einberechnet.

Wir haben es demnach mit weit über 400.000 Besatzungskindern im Westen und im Osten zu tun.

Die Besatzungsmächte waren sich in einem Punkt einig: Ihre Soldaten mussten vor den Ansprüchen deutscher Frauen und Dienststellen geschützt werden; damit waren den Jugendämtern die Hände gebunden. „Bastardy proceedings“, also förmliche Unterhaltsklagen, blieben tabu. Ohne Unterstützung durch die Väter lebten diese „unvollständigen“ Familien (wie sie amtlich hießen) in der ohnehin schon kargen Nachkriegszeit mehrheitlich in finanziell desastösen Verhältnissen. Zur wirtschaftlichen Not kamen die psychischen und sozialpsychischen Belastungen, kam die gesellschaft-

liche Ächtung. Nicht selten wurden die Betroffenen seelisch und körperlich misshandelt.

Anfang der fünfziger Jahre begann sich ihre Situation allerdings zu ändern; ihre bisherige strenge Separierung ließ sich nicht beibehalten. Spätestens mit dem Eintritt in die Schule mussten die Besatzungskinder ihr Haus, die Straße oder das Wohnviertel verlassen und sich ihrem gesellschaftlichen Umfeld stellen. Im Klassenzimmer waren sie nun beständig den Diffamierungen und Diskriminierungen ihrer Mitschüler ebenso wie ihrer Lehrer ausgesetzt. Das Erlebnis des ersten Schultages von Martin S. stellte keineswegs eine Ausnahme dar. Der Sohn eines „weißen“ amerikanischen Offiziers wurde Ostern 1954 in der kurpfälzischen Stadt Ladenburg am Neckar eingeschult. Als der für den ersten Schultag fein zurechtgemachte Junge den Klassenraum betrat, rief ihm der Lehrer schon von weitem entgegen: „Du bist doch das Ami-Kind. Setz dich in die letzte Reihe. Neben dir darf niemand sitzen.“ Zeitzeugen können sich gut an solche schmerzlichen Ausgrenzungen erinnern. Der Übergang von der geschützten häuslichen Gemeinschaft in die Gesellschaft machte sie allerdings nicht nur zu Opfern unzähliger Angriffe. Jedermann in ihrem Umfeld wusste mit der Zeit, dass sie die deutsche Sprache und sogar den ortsüblichen Dialekt sprachen und dass sie mit den Gebräuchen der Heimat wohlvertraut waren. Insofern kam es durch das erzwungene nahe Zusammenleben mit diesen Kindern

allmählich zu bedeutsamen gesellschaftlichen Lernprozessen: Die zunächst gänzlich abgelehnten und abgeschotteten Fremden avancierten mehr und mehr zu Vermittlern einer neuen Offenheit; ihre Präsenz im Alltag vor Ort und in der Öffentlichkeit induzierte Liberalisierungstendenzen, die sich in den 1960er Jahren mit Verve ihren Weg bahnten.

Dennoch: Die von Diskriminierungen begleitete Kindheit ohne Vater entfaltete bei den Betroffenen tiefe Auswirkungen bis zur Gegenwart, gerade für die Gegenwart. Ihnen gemein ist das immens starke Bedürfnis, Kontakt zum Vater respektive zu dessen Familie aufzunehmen. Anders als Kriegskinder im Allgemeinen, leben die Besatzungskinder bis heute mit einer „Schattenfamilie“. Der Vater war eben nicht im Krieg gefallen oder nach der Kriegsgefangenschaft nach Deutschland zurückgekehrt. Er war gleichsam „über Nacht“ verschwunden und lebte nun an einem Ort weit entfernt, den Zugriffen der Söhne oder Töchter in Deutschland entzogen. Mit Fug und Recht können die zurückgebliebenen Besatzungskinder annehmen, dass, wenn womöglich auch die Väter bereits verstorben sind, so doch Halbgeschwister existieren, Mitglieder einer schmerzlich vermissten Familie. So manches Besatzungskind macht sich nun – im fortgeschrittenen Alter – auf die Suche nach seinen Wurzeln.

Besatzungskinder wurden freilich keineswegs nur in den vier Zonen des besetzten Deutschlands geboren. Mit einiger Gewissheit können wir annehmen, dass

heutzutage außerhalb Deutschlands zwischen ein und zwei Millionen Europäer leben, deren leibliche Väter deutsche Wehrmachtssoldaten sind. Hinzu kommen die Millionen von „Soldatenkindern“, die nicht von einem deutschen, sondern von alliierten Soldaten während des Zweiten Weltkriegs gezeugt wurden. Überall in Europa dürften sie im letzten halben Jahrhundert vergleichbare Erwartungen gehegt und ähnliche Erfahrungen gemacht haben: Hintansetzungen in der eigenen Familie, Diskriminierungen in der Gesellschaft. Die Sorge der Mütter und Großeltern, welche die familiäre Aufgabe an die Kinder weitergaben, dass diese dereinst eine Loslösung ermöglichen würden. Aber auch die ambivalente Sehnsucht und die aufreibende Suche nach dem Vater – nach dem anwesend Abwesenden. Bis heute wissen wir kaum etwas über ihr Schicksal.

Über die Autorin:

Silke Satjukow ist eine deutsche Historikerin. Sie studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie, russische Sprache und Literatur sowie Erziehungswissenschaften in Moskau, Berlin, Erfurt und Jena. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, die Geschichte der DDR und Osteuropas, die Infrastrukturgeschichte, Propaganda und öffentlicher Raum im 19. und 20. Jahrhundert und die Erforschung von Fremd- und Feindbildern. Ihre jüngste Veröffentlichung „Bankerte“ beschäftigt sich mit dem Schicksal und den Lebensläufen der etwa 400.000 Besatzungskindern, die alliierte Soldaten mit deutschen Frauen zwischen 1945-1955 zeugten.

Eine Erinnerung als Last?

Von Irina Scherbakova

Das Schicksal der so genannten Ostarbeiter (so lautet die deutsche Bezeichnung für die über drei Millionen Sowjetbürger, die im Verlauf des Zweiten Weltkrieges für Zwangsarbeiten in das Dritte Reich verbracht wurden; ihr Schicksal wurde erst in den 1990er Jahren der breiten Öffentlichkeit bekannt) war für fast ein halbes Jahrhundert ein „weißer Fleck“ im offiziellen sowjetischen Kriegsgedenken. Erste Medienveröffentlichungen zu diesem Thema erschienen erst, als in Deutschland Bundestagsabgeordnete von Bündnis90 / Die Grünen die Notwendigkeit, Millionen von Menschen aus Osteuropa für die Sklavenarbeit in der Industrie und Landwirtschaft des Naziimperiums zu entschädigen, thematisierten. Der Umstand, dass zu Beginn der neunziger Jahre in der UdSSR noch hunderttausende ehemalige Ostarbeiter am Leben waren, wurde bekannt, als bei der 1989 gegründeten Gesellschaft Memorial innerhalb weniger Wochen über 300.000 Briefe von Menschen eingingen, die nach vielen Jahren zum ersten Mal im öffentlichen Raum ihre Stimme erhoben.

Warum waren die ehemaligen Zwangsarbeiter in der UdSSR nicht als Kriegsoffer anerkannt worden?

Warum waren sie – im Gegenteil – gezwungen gewesen, diesen Umstand ihres Lebenslaufs, so gut es ging, zu verbergen?

In erster Linie deshalb, weil ihre Geschichte sich nicht in das offizielle

Narrativ vom „Heldentum des sowjetischen Volkes im Kampf gegen die faschistischen deutschen Eroberer“ einfügte. Sie war der Beleg für etwas, das weder in die Kriegskonzeption der Stalinzeit noch später dann in die Breshnew-Ära passte, ein Beleg dafür, dass ihr Schicksal ein Teil des ungeheuren Preises war, den die Völker der UdSSR für den Sieg gezahlt hatten, und dass die Verantwortung dafür auch bei der sowjetischen Führung, und zwar an erster Stelle bei Stalin selbst, liegt. Enorme strategische Fehler führten zu Kriegsbeginn in eine Katastrophe, in deren Ergebnis Millionen Menschen ihrem Schicksal überlassen wurden. Unmittelbar vor dem Einmarsch der deutschen Truppen behauptete die sowjetische Propaganda immer noch, dass die Flucht vor ihnen Panikmache sei und man dadurch dem Feind in die Hände spiele. Für normale Menschen, die nicht zur Nomenklatura in Staat und kommunistischer Partei gehörten oder die in der kriegswichtigen Produktion arbeiteten, war es nahezu unmöglich, evakuiert zu werden und einen Platz in einem der Züge zu bekommen, die in den Osten des Landes gingen. Im Ergebnis befanden sich bereits im Herbst 1941 ungefähr 60 Millionen Sowjetbürger in den Gebieten, die von den deutschen Streitkräften und ihren Verbündeten besetzt worden waren.

Einige Monate später, im Frühjahr 1942, wurde damit begonnen, junge Menschen massenweise zu Arbeitszwecken nach Deutschland zu verschleppen. Millionen sowjetischer Bürger wurden so in das Dritte Reich verbracht.

Rückkehr bedeutete Kollaborationsverdacht

Zwei Drittel der Zwangsarbeiter – diejenigen, die überleben konnten – kehrten nach der Befreiung in die Heimat zurück. Ihr schweres Schicksal bedeutete aber nach Ansicht des Sowjetstaates nicht, dass sie Kriegsoffer waren. Nach offizieller Sprachregelung waren sie keine „Personen, die für Zwangsarbeiten nach Deutschland verschleppt worden waren“, sondern einfach Repatrianten. Die Heimkehr war erst nach einer Überprüfung in einem Filtrationslager möglich, wo sie von Mitarbeitern des NKWD – des sowjetischen Innenministeriums – verhört wurden, die nach Verrätern suchten. Jeder Verdacht und jede Denunziation konnten dazu führen, dass der Betreffende im GULAG verschwand oder Zwangsarbeit beim Wiederaufbau von zerstörten Zechen und Wasserkraftwerken leisten musste. In der Regel war es den Repatrianten untersagt, sich in den Hauptstädten der Sowjetrepubliken oder großen Städten niederzulassen. Aber auch diejenigen, die in ihr heimatliches Dorf zurückkehren wollten, hatten es mitunter schwer – viele schickte man auf die Krim, um die deportierten Krimtataren zu ersetzen, oder in das von der deutschen Bevölkerung gesäuberte Ostpreußen.

Doch auch diejenigen, denen es gelungen war, nach Hause zurückzukehren, mussten sich lange mit diversen Behörden herumplagen und erneut Verhöre durch die Staatssicherheit über sich ergehen lassen, um anstelle der Filtrationsbescheinigung normale Ausweispapiere zu erhalten. Bis zu Stalins

Tod galten die ehemaligen Ostarbeiter als suspekter Personenkategorie, als Menschen mit „üblem Leumund“. Darum hatten sie es schwer, einen Studienplatz zu bekommen oder in die kommunistische Partei einzutreten. Das wiederum bedeutete, dass man mit einem solchen Lebenslauf kaum eine Chance selbst auf eine minimale Karriere im Sowjetstaat hatte. Mitte der 1950er Jahre, nachdem Stalin gestorben und das Regime etwas moderater geworden war, bestand für viele von ihnen keinerlei Aussicht auf ein Hochschulstudium oder eine Karriere mehr. Die meisten ehemaligen Ostarbeiter verbrachten ihr Leben unter sehr schwierigen materiellen Bedingungen und Wohnverhältnissen.

Getilgte Erinnerung an die oftmals jugendlichen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter

Aber auch in den Jahrzehnten nach Stalin blieb die Geschichte dieser Menschen aus dem Feiertags- und Hochglanzbild des Krieges getilgt. Je mehr die Sowjetpropaganda den Siegeskult aufbaute, desto mehr fühlten sie sich als Ausgestoßene. Am 9. Mai, dem Tag des Sieges, der in den 1970er Jahren zum wichtigsten sowjetischen Feiertag wurde, konnten sie, im Gegensatz zu den anderen Veteranen, keine Auszeichnungen anlegen und mit ihren Kindern und Enkeln zu den Festtagsdemonstrationen gehen. Sie wurden nicht verehrt. Sie wurden nicht an Schulen eingeladen. Die Redaktionen schickten keine Journalisten zu ihnen. Und sie genossen natürlich auch keine der Vergünstigungen, die den Kriegsteilneh-

mern zustanden. Sie wurden weder für die Jahre, die sie in Deutschland Zwangsarbeit leisten mussten, noch für ihre ruinierte Gesundheit entschädigt. Über lange Zeit blieben sie Menschen aus der Grauzone, die widersprüchlich und schlecht abgegrenzt war. In den 1960er und 1970er Jahren war im öffentlichen Bewusstsein durch Literatur und Film ein zwar durchaus mythologisiertes Bild des KZ-Häftlings entstanden – in gestreifter Kleidung und Holzschuhen (wobei dieser Häftling unbedingt am Widerstand teilgenommen haben musste), mit den Ostarbeitern tat man sich aber immer noch sehr schwer. Eine große Rolle spielte hierbei auch der Umstand, dass viele von ihnen als Jugendliche im Alter von 15 bis 17 Jahren nach Deutschland verschleppt worden waren – ohne die geringste Lebenserfahrung, ohne irgendetwas im Leben gesehen zu haben außer dem Dorf oder der Kleinstadt, wo sie gelebt hatten. Nur wenige von ihnen hatten vor dem Krieg die 7. Klasse beenden können. Es war für sie schwierig, ihre Erlebnisse zu verstehen und zu reflektieren. Erinnerungen an Dinge, die sich nicht in das manifeste Kriegs- und Feindbild des offiziellen Diskurses einfügten, waren einfach gefährlich. Beispielsweise Erzählungen darüber, dass es auch Deutsche gegeben hatte, die Mitgefühl gezeigt haben.

Erlebte Kränkungen und Traumata

Die ehemaligen Ostarbeiter lebten in ständiger Furcht, man könne sie beschuldigen, dass sie freiwillig in das Deutsche Reich zum Arbeiten gefahren seien, dass sie sich nicht

den Partisanen angeschlossen und ihr Leben im Widerstand gelassen haben. War die Zeit in Deutschland für die Männer hauptsächlich ein Hindernis für Beruf und Karriere, so mussten die heimgekehrten Mädchen nicht ohne Grund befürchten, dass sich niemand finden wird, der bereit wäre, sein Schicksal mit ihnen zu verbinden. Sogar den Frauen, die in der Roten Armee gedient hatten, begegnete man nach der Heimkehr häufig mit unverhohlener Ablehnung und unterstellte ihnen „leichtes Benehmen“ an der Front. Das Verhalten gegenüber denen, die „für den Feind gearbeitet“ und in Deutschland bei deutschen Familien gelebt hatten, war mehr als nur negativ. Dieses Verhalten wurde dadurch verstärkt, dass viele junge Mädchen und Frauen während der zwei bis drei Jahre, die sie in Deutschland verbracht haben, mitunter deutsche Frisuren übernommen hatten und zwar gebrauchte, aber deutsche Kleidung trugen. Das alles machte sie der Nähe zum Feind verdächtig. Viele bewahrten Stillschweigen darüber, was ihnen persönlich zugestoßen war oder was sie miterleben mussten – über die Gewalt seitens der Befreier aus dem eigenen Land, die sie mit den deutschen Frauen identifizierten oder nach dem Motto handelten: Die Deutschen hast du rangelassen, und wir dürfen nicht?

Die erlebten Kränkungen und Traumata mussten das weitere Schicksal dieser Menschen ganz einfach prägen. Nur wenigen Ostarbeitern gelang es, ein normales Familienleben zu führen. Und wenn (was häufig der Fall war), dann verbanden sie sich mit

ihresgleichen, um nichts erklären und nichts erzählen zu müssen.

Das Bestreben, die „gefährlichen Erinnerungen“ loszuwerden, führte dazu, dass Stillschweigen gewahrt wurde, dass Frauen ihren Ehemännern die Verschleppung nach Deutschland verschwiegen, dass Eltern ihren Kindern nichts erzählten. Einerseits wollte man die Menschen, die einem nahestanden, nicht mit Berichten über Schinderei, Hunger, Bestrafungen und die allgegenwärtigen Erniedrigungen traumatisieren. Zum Beispiel über die Fleischbeschau beim Aussuchen von Arbeitskräften auf dem Arbeitsamt, wo Zähne und Muskeln geprüft wurden, oder wie man das Brandzeichen, den Aufnäher mit dem Wort „Ost“, tragen musste. Oder mit Berichten darüber, wie die Schläge ins Gesicht, die man von der gutgekleideten Hausherrin erhalten hat, und das verächtliche Verhalten gegenüber den „Russenschweinen“ eine Spur fürs Leben hinterlassen haben. Andererseits fiel es schwer, über Unterstützung und positives Verhalten zu berichten, denn man hätte ja der Kollaboration verdächtigt werden können.

Narrative entstanden erst in den 1990er-Jahren

Im Ergebnis dieses Schweigens sind so gut wie keine oder nur wenige Bücher, Filme oder geschichtliche Untersuchungen entstanden, die das Schicksal der Ostarbeiter beschreiben, und so konnte auch kein Narrativ entstehen, an dem diese Menschen ihre Erfahrungen hätten messen können.

Diese Möglichkeit entstand spät, erst in den 1990er Jahren. Das geschah nicht nur im Ergebnis dessen, dass Tabus und Ängste aufgehoben wurden, sondern auch dank der wenngleich nicht sehr hohen Zahlungen und Entschädigungen, die die ehemaligen Ostarbeiter aus Deutschland erhalten haben.

Es ging ja nicht nur darum, dass die Betroffenen sich für diese geringen Beträge Dinge kaufen konnten, die sie sich sonst kaum hätten leisten können – einen neuen Kühlschrank, eine Waschmaschine oder ein Fernsehgerät. Viel wichtiger war, dass sie zum ersten Mal spürten, dass sie sich für ihren Lebenslauf vor ihren Kindern und Enkeln nicht schämen müssen, sondern dass sie wertvolle Zeitzeugen sind. Erinnerungen wurden gesammelt und veröffentlicht, Archive wurden geöffnet, Geschichtsstudien entstanden. Die russische Gesetzgebung hat die Ostarbeiter endlich den Kriegsteilnehmern gleichgestellt, wodurch sie in den Genuss einiger sozialer Leistungen kamen.

In den letzten Jahren allerdings ist das Interesse am Schicksal der ehemaligen Ostarbeiter wieder erloschen, und nicht nur deshalb, weil die letzten Zeitzeugen bereits von uns gegangen oder im Gehen begriffen sind. In dem Maß, wie die offizielle Propaganda erneut das Gedenken an den Krieg in ein Gedenken an den Sieg transformiert, aus dem alles Tragische und Belastende verdrängt wird, das sich nicht in den Siegesmythos einfügt, erscheint die Geschichte der Ostarbeiter, die im Grunde „Opfer zweier Diktaturen“ sind, erneut als widersprüchlich und unbequem. Es bleibt zu hoffen, dass

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Im Gespräch

diese Erinnerung, die vor zwanzig Jahren zum Leben erweckt wurde, nicht erneut aus dem öffentlichen Bewusstsein getilgt wird.

Die Autorin:

Irina Scherbakowa ist Historikerin, Publizistin und Übersetzerin und studierte Geschichte und Germanistik in Moskau. Seit 15 Jahren leitet sie die historisch-politischen Bildungsprogramme der russischen Menschenrechtsorganisation MEMORIAL. Ende der siebziger Jahre begann sie ihre Sammlung von Tonbandinterviews mit Opfern des Stalinismus, seit 1991 forscht sie in den Archiven des KGB. Von 1992-2007 lehrte sie am Zentrum für Oral History der Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Universität Moskau. Sie gehört zahlreichen Gremien, u.a. dem wissenschaftlichen Kuratorium der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora in Weimar, dem Kuratorium von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und bis vor Kurzem dem Internationalen Beirat der Stiftung Topographie des Terrors an. Sie ist Autorin und Herausgeberin zahlreicher Bücher, zuletzt erschienen von ihr: „Zerrissene Erinnerung: der Umgang mit Stalinismus und Zweitem Weltkrieg im heutigen Russland“ (2010) und gemeinsam mit Karl Schlögel „Der Russland-Reflex. Einsichten in eine Beziehungskrise (2015).

„Man muss schweigen dürfen, wenn man das Reden nicht aushält“

Rainer Moritz im Gespräch mit Herta Müller

Die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller wuchs in dem Ort Nitzkydorf in Rumänien auf. Durch die Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit war das Schicksal der Familie durch Verfolgung und Entwurzelung in den Nachkriegsjahren geprägt. In ihrem 2014 erschienenen Buch „Mein Vaterland war ein Apfelkern“ schildert sie ihre Kindheit und Jugend in Rumänien ebenso wie ihr Ankommen und das Leben in Deutschland. Im Gespräch mit Rainer Moritz beschreibt sie die Erfahrungen der „doppelten Diktatur“ und ihren Umgang mit den Kriegserlebnissen in der eigenen Familie.

Moritz: Herta Müller, wie müssen wir uns den Ort Ihrer Kindheit vorstellen und was war das so Beeindruckende an den riesigen sozialistischen Maisfeldern, von denen Sie im ersten Satz Ihres Buches sprechen?

Müller: Sie machten mir Angst. Der Sozialismus hatte alle privaten Felder verstaatlicht, wie man das auch aus der DDR kennt. Die Felder waren danach unübersichtlich groß, manchmal haben wir wochenlang in einem einzigen Feld gearbeitet. Das ging Hügel rauf, Hügel runter, und der Mensch verlor sich in diesen Feldern. Ich musste oft mit meiner Mutter aufs Feld, und man konnte nur verzweifeln, denn eine Reihe Mais hörte nie auf. Ich dachte immer, wenn man

endlich aus dem Feld rauskommt, dann ist man ein Greis. Ich spürte, wie schnell man alt wird in diesen Feldern, und gerade das machte mir Angst. Ich habe selten gebetet, nur manchmal, wenn ich aufs Feld sollte, habe ich abends im Bett still dafür gebetet, dass es regnet und wir vielleicht nicht raus gehen können.

Moritz: Wie groß war die Möglichkeit, diesem Ort zu entkommen?

Müller: Das Dorf war sehr abgelegen, ohne Asphaltstraße und deshalb von den umliegenden Städten isoliert. Die Bewohner waren Bauern und gehörten der deutschen Minderheit an. In kleinen Dörfern in der Umgebung lebten andere Minderheiten: Ganz in der Nähe gab es ein ungarisches Dorf, wo mein Großvater zum Schachspielen hinfuhr, außerdem ein slowakisches und ein rumänisches Dorf. Die Dörfer lagen dicht nebeneinander, aber trotzdem haben sie sich nicht vermischt. Die etwas jüngeren Bewohner waren dann die ersten, die in die Stadt fahren und zum Arbeiten in die Fabriken pendelten. Ich gehörte zu der ersten Generation, die wirklich aus dem Dorf heraus kam, da ich auf das Gymnasium in die Stadt gehen durfte, Gott sei Dank im Nachhinein! Wenn ich meinen Großvater ärgern wollte, dann habe ich gesagt, dass ich froh bin, dass der Sozialismus ihm die Felder enteignet hat. Wenn ich diese Felder alle geerbt hätte, dann wäre ich vermutlich nie aus dem Dorf herausgekommen.

Moritz: Sie haben gerade schon Ihren Großvater angesprochen, wie haben Ihre Großeltern die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt?

Müller: Mein Großvater war Getreide- und Kolonialwarenhändler und hat im Laufe seiner Arbeitsjahre viele Felder gekauft. Alles, was er verdiente, hat er wieder in Boden investiert. Mit der Enteignung hatte man ihm im Grunde seine Identität gestohlen – und nicht nur ihm. Er war auch eine kurze Zeit im Arbeitslager in Südrumänien. Das war beim Sozialismus das Seltsame, dass er nach dem Krieg nicht versucht hat, die Leute für sich zu gewinnen, sondern die Mittelschicht durch politische Verfolgung sich zum Gegner gemacht hat. Mein Großvater wurde als Teil der parasitär ausbeutenden Klasse bezeichnet. Die Felder gehörten dann dem Staat oder der sogenannten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Bis zuletzt hat mein Großvater Formulare aus der Getreidehändlerzeit, auf denen Mengen und Tonnen eingetragen wurden, benutzt und jeden Tag seine Einkäufe darauf eingetragen. Ich glaube, er hat diese Zeit eigentlich nie verwunden. Dazu kam ja, dass dieses ehemals österreichisch-ungarische Dorf nach dem ersten Weltkrieg an Rumänien fiel, ohne dass die Dorfbewohner sich vom Fleck bewegt hätten. Meine Großeltern sprachen nur Ungarisch und Deutsch und kein Wort Rumänisch, und mein Großvater lernte es auch nie. Ich war die erste Generation, die in dieser Gegend Rumänisch lernte, weil ich aus dem Dorf heraus kam.

„Die Hauptdimension vom Verfolgtsein ist die Einsamkeit“

Moritz: Wie verhielt sich Rumänien in der Nachkriegszeit und welche Auswirkungen hatte die nationale Politik für die dort lebenden Minderheiten?

Müller: Rumänien war ein faschistischer Staat und stand mit dem Militärdiktator Antonescu an der Seite von Hitler. Erst spät wurde das Land von den Russen gezwungen die Seite zu wechseln. Nach 1945 hat Rumänien dann seine Geschichte gefälscht, und die offizielle Geschichtsschreibung lautete so, als wäre Rumänien immer Teil der Alliierten gewesen. Die Geschichtsklitterung hat natürlich die Minderheiten sehr verunsichert, denn nur sie wurden von der Regierung zu den Nazis gezählt. Obwohl die rumänische Armee am Krieg gegen die Sowjetunion beteiligt war, galt sie immer als Siegermacht und den Alliierten zugehörig. Ich glaube, das hat auch dazu beigetragen, dass man in meiner Umgebung über die Kriegsbeteiligung und die Verstrickungen in die Naziverbrechen nicht gesprochen hat. Denn das Regime hat die gefälschte Realität genutzt, um die Minderheiten zu bestrafen. Die Minderheiten haben sich abgekapselt und jedes Nachdenken über die Beteiligung, über die Verstrickung verweigert. Es hat natürlich auch eine große Rolle gespielt, dass in Rumänien bis heute nicht viel aufgearbeitet wurde. Rumänien hat auch nach dem Sturz der Diktatur lange nicht zugegeben, wie sehr es in die Verbrechen der Nazis verstrickt war: Konzentrationslager, die auf rumänischem Boden errichtet

worden waren, und Rassengesetze, die genauso in Rumänien angewendet wurden, sodass die jüdische Bevölkerung durch Deportationen und Mord fast zur Gänze vernichtet wurde. Erst durch äußeren Druck hat Rumänien angefangen, darüber zu sprechen.

Moritz: Können Sie beschreiben, was das Leben in der Diktatur für den Einzelnen bedeutet?

Müller: Das Grundgefühl in einer Diktatur war ja, dass man dem Staat nicht nur nichts bedeutet, sondern, dass man ein Feind ist. Es wird immer vom Kollektiv gesprochen, aber das Kollektiv ist ein Zwang. Man wird zusammen gezwungen. Dabei hat man im Kollektiv nichts miteinander zu tun, man bedient nur die Ideologie, die Macht und das Äußere. Die Menschen haben gar keine Zeit, sich umeinander zu kümmern. Wenn das Kollektiv auftritt, muss es singen, Losungen sagen oder zuhören, aber man darf nicht miteinander sprechen. Im Grunde genommen ist der Einzelne nicht nur kein Teil des Kollektivs, sondern der Feind des Kollektivs. Das Individuum gab es nur, wenn der Staat etwas gegen jemanden hatte und man verfolgt wurde. Die Hauptdimension vom Verfolgtsein ist die Einsamkeit: Der Mensch wird gemieden, niemand riskiert es mehr, mit ihm zu tun zu haben. Die Leute weichen ihm aus und jeder verabschiedet sich. Er hat nur noch mit Leuten zu tun, die in der gleichen Situation leben wie er selbst. „Man gehörte zusammen, aber jeder war sich selbst überlassen und für sich

zuständig“.

Moritz: Welche Auswirkungen hatte die Verfolgung auf ihre Familie und Sie selber als Kind?

Müller: Die Erwachsenen waren verhärtet durch ihre Erlebnisse: Meine Mutter war fünf Jahre in einem sowjetischen Arbeitslager. Mein Vater kam aus der SS nach Hause und wurde ein Alkoholiker, der sich zu Tode getrunken hat. Mein Großvater war deportiert, und mein Onkel war im Krieg gefallen. Die 50er Jahre im Stalinismus waren eine sehr harte Zeit, das Land war voller Lager und wegen nichts und wieder nichts konnte man verschwinden. Über die Deportationen durfte nicht gesprochen werden, das war ein Tabuthema, das es offiziell nicht gegeben hat. Auch über die Zeit oder die Beteiligung in der SS oder Wehrmacht wurde nicht gesprochen, weil das Regime seine eigene Schuld verschwieg. Ich glaube, dass es für die Menschen zwei Seiten des Erinnerns gibt: Man muss schweigen dürfen, wenn man das Reden nicht aushält und man muss reden dürfen, wenn man das Schweigen nicht aushält.

Ich hatte als Kind immer das Gefühl, fremd zu sein, und das hat natürlich auch sehr viel damit zu tun, dass die Erwachsenen in ihrer Verstörung keine Zeit für mich hatten und es auch nicht üblich war, sich um Kinder zu kümmern, mit Kindern zärtlich zu sein oder Gefühle zu zeigen. Man gehörte zusammen, aber jeder war sich selbst überlassen und für sich zuständig.

Moritz: Sie schildern in Ihrem Buch „Mein Vaterland war ein Apfelkern“ wie Sie Kühe gehütet haben, und die Pflanzen spielten dabei eine ganz besondere Rolle. Das Kind, an das sie sich hier erinnern, hat ein unglaubliches, beinahe archaisches Verhältnis zu den Pflanzen. Kann man sagen, dass die Pflanzen und die Natur in der Situation fast eine beschützende Funktion für sie übernommen haben?

Müller: Meine Aufgabe war es, die Kühe zu hüten, und ich hatte damit eine riesengroße Verantwortung. Ich musste dafür sorgen, dass diese Kühe nicht in die Staatsfelder gehen und dort einen Schaden anrichten, sonst hätten meine Eltern Strafe bezahlen müssen, und auch ich wäre von meinen Eltern hart bestraft worden. Eine Kuh ist ein riesiges, großes Tier, sehr stur, eigenwillig und unzähmbar wenn es schlechte Tage hat – und Kühe haben oft schlechte Tage und unruhige Launen, das hat mich fast verrückt gemacht. Das einzige, was sich gefügig zeigte, waren die Pflanzen. Der Grund, weshalb sie an einer Stelle wachsen, ist sehr wohl plausibel. Ich habe auch gedacht, dass sie in der Nacht herumlaufen wenn man es nicht sieht und dann andere Pflanzen besuchen oder in der Gegend herumschauen und morgens zurückkommen, damit man nicht merkt, dass sie weg waren. Ich glaube, die Beobachtungen von Form und Farbe der Pflanzen waren meine ersten Ästhetiklektionen. Ich habe die Pflanzen gekostet, ich wusste, wie alles schmeckt: bitter, sauer, süß. Ich habe immer gedacht, wenn ich die Pflanzen esse, weiß ich, wie es

in ihnen aussieht, und ich kann mich vielleicht auch in meinem Verhalten besser orientieren. Denn ich dachte immer, ich weiß gar nicht, wie man lebt; aber ich habe mir den Kreislauf der Natur so vorgestellt, dass wir die Pflanzen essen, bis die Erde uns eines Tages frisst. Der Tod war für mich der Moment, in dem die Erde Hunger hat und den Menschen frisst.

Das gesamte Gespräch von Herta Müller und Rainer Moritz können Sie als Video [hier](#) sehen.

Über die Gesprächspartner/innen:

Herta Müller ist eine der bekanntesten deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart. Sie wurde als Angehörige der deutschsprachigen Minderheit in Rumänien geboren und studierte im westlichen Rumänien Germanistik und Rumänistik. Müller reiste 1987 nach Deutschland aus. In ihren Werken thematisiert und kritisiert Herta Müller vornehmlich am Beispiel Rumäniens die Folgen von kommunistischer Diktatur und Unterdrückung für den Menschen. 2009 wurde Herta Müller der Nobelpreis für Literatur verliehen, daneben erhielt sie zahlreiche weitere Auszeichnungen. In ihrem Werk „Mein Vaterland war ein Apfelkern“ (2014) berichtet sie von ihrem ungewöhnlichen Lebensweg, der sie vom Kind, das im Tal in Rumänien Kühe hütete bis zur Verleihung des Nobelpreises in Stockholm führte. Sie thematisiert in dem Buch auch die biografischen Prägungen, die sie und ihre Familie durch den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen erfuhren.

Rainer Moritz studierte er an der Universität Tübingen Germanistik, Philosophie und Romanistik. Er promovierte 1988 mit einer literaturwissenschaftlichen Arbeit über Hermann Lenz. Anschließend arbeitete er in mehreren Verlagen, zunächst als Lektor beim Tübinger Francke-Verlag, dann als Leiter der Philologischen Abteilung beim Berliner Erich Schmidt Verlag und danach als Cheflektor beim Verlag Reclam Leipzig und als Programmgeschäftsführer beim Verlag Hoffmann und Campe. Seit 2005 leitet er das Literaturhaus Hamburg.

„Ich wollte es allen zeigen, dass ich es zu etwas bringe!“

Hilke Lorenz im Gespräch mit Arno Surminski

Der Schriftsteller Arno Surminski blieb nach der Deportation seiner Eltern 1945 allein als Kind in Ostpreußen zurück. Nach Lageraufenthalt in Brandenburg und Thüringen 1947 wurde er von einer Familie in Schleswig-Holstein aufgenommen. In seinen Romanen und Erzählungen verarbeitet er seine biografischen Erfahrungen und setzt seiner ostpreußischen Heimat unpräzise und schnörkellos ein Denkmal. Mit der Journalistin Hilke Lorenz sprach er über Nachkriegsjahre, Elternlosigkeit und über die Verbindungen zwischen Literatur und Biografie.

Lorenz: Herr Surminski, Ihr neuestes Werk ist ein Band mit Erzählungen, die vom Ende des Krieges handeln. Wieviel aus diesen Geschichten deckt sich mit Ihren persönlichen Erfahrungen aus dieser Zeit?

Surminski: Vieles davon ist meine Geschichte. Nehmen wir beispielsweise die Erzählung „Karaganda“, die genau das schildert, was ich erlebt habe. Ich war das kleine Mädchen in der Geschichte, das alleine ohne seine Eltern zurück blieb. Auch in meiner Kindheit holten die Soldaten erst meinen Vater und zwei Tage später meine Mutter ab, und genau wie in der Erzählung wurde auch mir immer die Hoffnung vorgespielt, dass meine Eltern in ein paar Monaten wieder kommen würden. Diese Hoffnung hat mich ermutigt und am Leben erhalten. Als Kind schaute

ich immer zur Allee und fragte mich, wann sie denn endlich kommen. Das Warten und auch die Ungewissheit haben mich im ersten Sommer nach Kriegsende sehr geprägt.

Lorenz: Sie sind 1934 geboren und waren zum Zeitpunkt der Deportation Ihrer Eltern ein zehnjähriger Junge. Was fehlte Ihnen besonders?

Surminski: Es war vor allem das Gefühl der Geborgenheit, das mir sehr fehlte. In dem Alter hat man ja noch Angst vor vielen Dingen: Vor einer dunklen Nacht oder an einem Friedhof vorbeizugehen. Das tat man eigentlich immer nur an der Hand der Mutter oder des Vaters, und jetzt musste ich alles alleine machen.

„Ich habe mich praktisch wie ein Haustier zu ihnen gesellt und lief nebenbei mit“

Lorenz: Aber es gab Menschen, die sich um Sie gekümmert haben. Wer war da an Stelle der Eltern?

Surminski: Ja, es gab fremde Menschen, die sich um mich gekümmert haben. Aber nicht so, dass sie mich als Kind von sich aus in ihre Familie integrierten. Ich habe mich praktisch wie ein Haustier zu ihnen gesellt und lief nebenbei mit.

Lorenz: Können Sie diese Überlebensstrategie eines Zehnjährigen ein bisschen genauer beschreiben? Wie orientiert man sich, wenn es eigentlich keine Orientierung mehr gibt?

Surminski: Alles Tun und Lassen drehte sich um das Essen. Wie ein Hund auf der Suche nach einem Knochen rannte ich durch die

Gegend. Von dieser Zeit ist mir eine manische Sucht nach dem Sammeln von Beeren, Pilzen und all diesen Dingen, die in der Natur wachsen, zurückgeblieben. Die Kartoffel ist mir auch heute noch eine wunderbare Pflanze. Kartoffelsammeln auf den Feldern gehört zu den bleibenden Erinnerungen. Kleine, ganz triviale Dinge waren die Hauptsache für mich und darüber vergaß ich das große Unglück.

„Bei mir hat dieses Schicksal bewirkt, dass ich einen unerhörten Willen entwickelt habe“

Lorenz: Später sind Sie in den Westen in ein Lager gekommen und irgendwann mussten Sie sich orientieren und herausfinden, was Sie mit Ihrem Leben anfangen wollten. Was hat Ihr Schicksal in Bezug auf Ihre persönliche Zukunft bewirkt?

Surminski: Bei mir hat es bewirkt, dass ich einen unerhörten Willen entwickelt habe: „Euch werde ich es zeigen, ich werde es schaffen. Ich will irgendwas werden“, habe ich oft gedacht. Schon als Kind, nachdem ich die Eltern verloren hatte, war mein Gedanke, dass ich es zu irgendetwas Besonderem bringen muss. Diese Erfahrung hat mich zur Leistung angetrieben. Als Junge habe ich meine Eltern oftmals ein bisschen schikaniert und ich verstand den Verlust der Eltern als Bestrafung für mein Verhalten. Ich wollte meinen Eltern zeigen, dass ich es zu etwas bringe, auch um diese gefühlte Schuld wieder gutzumachen.

Lorenz: Und als Schriftsteller haben Sie es zu etwas gebracht. Sie wussten immer, dass

Sie einmal schreiben wollten, war Ostpreußen dabei auch schon immer das Thema und der Handlungsort Ihrer Texte? Bestand schon immer diese Verbindung zwischen Ihrer Vergangenheit und dem Schreiben?

Surminski: Nein, Ostpreußen stand nicht von vornherein im Mittelpunkt. Ursprünglich habe ich viele verschiedene Genres und Themen ausprobiert, ich habe Erzählungen über die Verhältnisse in Kanada geschrieben und mich mit einem Krimi versucht. Dann kam mir eines Tages der Gedanke: Warum über so viele ausgedachte Themen schreiben, wenn du doch selber etwas erlebt hast, das nicht alltäglich ist und über das es sich lohnt zu schreiben?

Anfangs war es ein schwieriger Prozess, meine Erlebnisse in die richtige Form zu bringen. Ich habe den Fehler gemacht, in der Ich-Form zu schreiben, und nach mehrmaligem Lesen empfand ich diese subjektive und emotionale Sicht als unerträglich für den Stoff. Ich habe mich dann entschlossen, aus der distanzierten und unbeholfenen Sicht eines Kindes zu schreiben. Kinder können ja über Leichen springen, ohne es zu merken.

„Hassen im wörtlichen Sinne kann ich nicht“

Lorenz: Wie haben Sie sich nach all diesen Erlebnissen davor bewahrt, Ihr Leid nicht als Leid der Welt zu sehen, sondern einen klaren Blick zu bewahren?

Surminski: Das ist wohl eine Charaktereigenschaft, die ich von meiner Mutter geerbt habe, die auch in der größten Not immer

noch einen lustigen Spruch auf den Lippen hatte. Hassen im wörtlichen Sinne kann ich nicht. Verachten ist das äußerste des Negativen. Ich kann auch die fünf Soldaten nicht hassen, die meine Eltern abgeholt haben. Es war das System, das ich verachtet habe, ein System, das so etwas ermöglicht hat. Ich bin ein Befürworter Europas, und es ist mir egal, ob die Masuren deutsch oder polnisch sind – sie sind europäisch, das ist mir wichtig. Mit dieser ‚europäischen‘ Einstellung kann man alle negativen Haltungen, die man zu anderen Völkern und Menschen hat, überbrücken.

Lorenz: Es klingt vielleicht ein bisschen pathetisch, aber sind Sie versöhnt mit Ihrem Schicksal Herr Surminski?

Surminski: (überlegt) Verwöhnt wäre der richtige Ausdruck! Nach den furchtbaren Ereignissen meiner Kinderzeit hat das Schicksal es sehr gut mit mir gemeint.

Das gesamte Gespräch von Arno Surminski und Hilke Lorenz können Sie als Video [hier](#) sehen.

Über die Gesprächspartner/innen:

Arno Surminski ist Schriftsteller. Er absolvierte eine Lehre als Anwaltsgehilfe und arbeitete zunächst mehr als zehn Jahre als Angestellter einer Hamburger Versicherungsgesellschaft, bevor er sich der Schriftstellerei zu widmen begann. Seine Romane beschäftigen sich vorrangig mit seiner Heimat Ostpreußen und dem Leben der Flüchtlinge im Deutschland der Nachkriegszeit. Surminski ist unter anderem Mitglied der Hamburger Autorenvereinigung und der Freien Akademie der Künste Hamburg. Für seine Werke erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. „Kudenow oder An fremden Wassern weinen“, „Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ und „Fremdes Land oder Als die Freiheit noch zu haben war“ wurden als Mehrteiler für das ZDF verfilmt. In seinem Buch „Als der Krieg zu Ende war“, das im März 2015 erschien, widmet er sich in verschiedenen Erzählungen den Nachwirkungen des Krieges für die Menschen.

Hilke Lorenz studierte Geschichte und Germanistik, ist Redakteurin der Stuttgarter Zeitung und Autorin. Sie hat mehrere Bücher zur bundesdeutschen Erinnerungskultur rund um die Themen Kriegskinder und Vertreibung veröffentlicht. Zu ihren Publikationen zählen „Kriegskinder, Das Schicksal einer Generation“, erschienen 2003 und „Heimat aus dem Koffer“ aus dem Jahre 2009.

„Die Erwachsenen haben mich spüren lassen, dass ich nicht willkommen bin“

Haris Huremagić im Gespräch mit Helmut Köglberger. Ein Interview mit einem „schwarzen Besatzungschild“.

Huremagić: Was wissen Sie über Ihren Vater?

Köglberger: Ich weiß sehr wenig. Ich habe einfach zu spät angefangen zu suchen. Auch meine Mutter hat mir wenig gesagt und geschwiegen. Es gab mehrere Möglichkeiten: Vergewaltigung, One-Night-Stand oder eine Beziehung. Laut meiner Tante war es eine Beziehung. Meine Mutter musste mich wegen des Drucks in ihrer Umgebung, wo viele Personen eine Nazi-Vergangenheit hatten, weggeben. Das zu erfahren war mir sehr wichtig, um hier Frieden zu finden.

Huremagić: Wann haben Sie angefangen Ihren Vater zu suchen?

Köglberger: Ich habe erst angefangen, als ich selber Kinder hatte. Die haben mich immer nach ihrem Großvater gefragt. Ich habe einfach keine Zeit gehabt, mich früher damit zu beschäftigen, weil es mir sehr gut gegangen ist. Erst spät ist mir aufgefallen, dass mir hier etwas fehlt. Es tut mir sehr leid, dass ich nicht früher zu suchen angefangen habe.

Huremagić: War das Ganze ein Thema, das in Ihrer Kindheit oft aufgekommen ist?

Köglberger: Sicher, aber nur unter Erwachsenen. Die Kinder, also meine Schulkollegen, haben mich sehr gut aufgenommen

und es haben sich Freundschaften für das Leben entwickelt. Es hat gar keine Rolle gespielt, ob ich jetzt schwarz bin oder nicht. Da hatte ich 7-8 Freunde, die mir Sicherheit gaben. Mit vielen pflege ich bis heute Freundschaften. Mein Lehrer hat mich sehr unterstützt. Er war ein Fußballfanatiker und nach der Schule haben wir uns alle immer getroffen zum Fußballtraining. Er war für mich eine Vaterfigur. Da habe ich auch Disziplin gelernt. Den Fußball habe ich genutzt, um mich zu profilieren. Ich war sehr in der Gemeinschaft aktiv, habe in der Kirche ministriert. Und mit der Zeit wird man einer von denen. Das habe ich vor allem dann im Sportverein mit 12 oder 13 Jahren gespürt.

Huremagić: Haben Sie in der Schule Rassismus erfahren?

Köglberger: Nein, das ist auch das Interessante. Kinder haben diese Vorurteile meiner Erfahrung nach nicht. Die Erwachsenen haben die ganze Nazi propaganda mitbekommen. 1945 haben sie den Krieg und viele Verwandte verloren und 1946 bin ich geboren – natürlich hat fast keiner gesagt: „Super, Amerika!“. Das habe ich gespürt. Ich habe gespürt, dass ich nicht willkommen bin. Während der Besatzungszeit waren sie ruhig, aber im Herzen haben sie gedacht: „Was wollen die hier überhaupt?“. Ich kann das Ganze gut in die Gegenwart übertragen. Das Flüchtlingsproblem, das eigentlich kein Problem ist, das können nur die Jungen lösen. Vor allem was die Integration dieser Flüchtlinge betrifft. Viele ältere Mitglieder der Gesellschaft sind hier eher zurückhaltend. Es ist möglich, die

Flüchtlingsthematik zu lösen. Bei so vielen Einwohnern der EU kann mir keiner erzählen, dass es unmöglich ist, die Flüchtlinge unterzubringen.

Huremagić: Sie sind bei Ihrer Großmutter aufgewachsen?

Köglberger: Ja, denn meine Mutter hat mich weggegeben und so bin ich bei meiner Großmutter gelandet. Sie war eine sehr resolute Frau. Sie hat sich überall durchgesetzt und hat für mich gekämpft. Wie gesagt, die Erwachsenen haben mich spüren lassen, dass ich nicht willkommen bin. Kinder und meine Schulkollegen haben mir das schönere Leben vermittelt und mir viel mitgegeben. Darum habe ich immer Freude mit Kindern. Ich habe selbst Kinder gehabt, später eine Krabbelstube geführt und heute bin ich im Projekt „Hope for Future“ in Nairobi involviert, wo ich auch mit Kindern arbeite.

Huremagić: Wieso hatten es manche Besatzungskinder so schwer?

Köglberger: Die meisten Kinder haben es nicht leicht gehabt aufgrund der gesetzlichen Bestimmungen. Man galt als uneheliches Kind und war dem Jugendamt zugeordnet und das Jugendamt war zu meiner Zeit eine echte Katastrophe. Mir wurde nur gedroht und gesagt: „Wenn du nicht brav bist, kommst ins Heim!“. Viele Kinder haben darunter gelitten. Volljährig war man damals erst mit 21 Jahren. Als ich geheiratet habe, musste ich um Erlaubnis fragen. Das war für mich kein Problem, denn da hatte ich bereits einen Namen als Fußballer.

Huremagić: Was bedeutet der Fußball für Sie?

Köglberger: Fußball war für mich eine absolute Chance. Ich wurde Mitglied eines Vereines, der mir die Schule zahlte. Ich habe gesehen, dass ich mir mit Fußball eine Zukunft aufbauen kann.

Huremagić: Haben Sie Alltagsrassismus im Fußball erlebt?

Köglberger: Ja schon öfters, vor allem in Auswärtsspielen. Damals gab es die Fernsehsendung „Roots“ mit einem schwarzen Charakter namens „Chicken George“. Darum riefen sie mir immer „Chicken George“ zu. Als dunkelhäutiger Fußballspieler war man einfach auffälliger. Es gab seit den 60er Jahren dunkelhäutige Spieler in Österreich, ich war aber immer der Österreicher. Die anderen waren Brasilianer oder so. Von der Presse wurde ich dann als „österreichischer Murli“ betitelt. Das hat mir auch genutzt. Wenn man zehn weiße Spieler hat und einen schwarzen, schaut man unbewusst öfter zum schwarzen, weil er auffällt. Wenn man dann auch noch Talent zeigt, dann schaut man umso öfters hin. So hat man Aufmerksamkeit bekommen. Das war durchaus ein Vorteil. Aber ich habe mich auch getraut, etwas zu sagen, wenn die Presseberichterstattung nicht in Ordnung war.

Huremagić: Auf dem Cover eines neuen Buches über Besatzungskinder ist ein Foto von Ihnen abgedruckt. Wer ist das Mädchen neben Ihnen?

Köglberger: Wir haben in Sierning einen Fotografen gehabt und das war seine Toch-

ter. Sie war zwei Jahre älter als ich und hat immer auf mich aufgepasst. Mit ihr habe ich seit jeher Kontakt gehalten. Sie hat in Wien studiert und wurde Ärztin. Leider ist sie jedoch vor einem Jahr an Krebs gestorben. Sie war eine beeindruckende Frau.

Huremagić: Was machen Sie heute?

Köglberger: Heute bin ich engagiert in der NGO „Hope for Future“. In Kenia betreiben wir zwei Schulen. Daneben haben wir eine Bäckerei und ein Fußballcamp. Diese Kinder bekommen regelmäßiges Essen und ärztliche Versorgung. Dieses Jahr präsentieren wir erstmals unsere Fußballmannschaft hier in Österreich. Wenn dann ein paar Personen Karriere im Fußball machen, unterstützen sie dann wieder unser Projekt auch finanziell.

Huremagić: Was kann man aus der Thematik der Besatzungskinder lernen?

Köglberger: Die Wichtigkeit der Akzeptanz und des Respekt gegenüber jedem Menschen. Auch die Notwendigkeit der Integration. Heute sitzen die Flüchtlinge in ihrer Unterbringung und haben kein Recht zu arbeiten. Das ist ein falscher Zugang. Sie sollen arbeiten können und lernen, um sich zu behaupten.

Huremagić: Vielen Dank für das Interview!

Über die Gesprächspartner:

Helmut Köglberger wurde 1946 in Steyr, Oberösterreich, als Sohn eines afroamerikanischen Besatzungssoldaten nach dem Zweiten Weltkrieg geboren.

Er machte eine herausragende Karriere als professioneller Fußballspieler. So spielte er nicht nur in verschiedenen österreichischen Fußballvereinen, sondern auch für die österreichische Nationalmannschaft und wurde 2008 vom Fußballverein „LASK Linz“ zum „Spieler des Jahrhunderts“ gewählt.

Haris Huremagić studiert Rechtswissenschaften und Slawistik an der Universität Wien. Er ist Preisträger des österreichischen Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten und Mitglied des europäischen Geschichtsnetzwerkes EUSTORY.

„Und weinen darf ich auch nicht ...“. Das Leben von Josef Muscha Müller

Von Ruth Allgäuer

Josef Muscha Müller wurde 1932 in Bitterfeld geboren. Aus unbekanntem Gründen gaben ihn seine Eltern, Angehörige der ethnischen Gruppe der Sintti, in einem Waisenhaus ab. Die ersten 14 Monate seines Lebens verbrachte er dort, bis ihn ein sozialdemokratisches Arbeitererehepaar aus Halle/Saale in Pflege nahm. Im Buch „Und weinen darf ich auch nicht ...“ berichtet Müller von seinem Leben.

Zunächst verbrachte Josef eine behütete Kindheit mit den Pflegeeltern Otto und Wilhelmine-Minna Hinz und drei älteren Geschwistern. Er war gut in die Familie und die Gesellschaft integriert, hatte viele Freunde und wurde trotz seiner etwas dunkleren Hautfarbe vorurteilsfrei behandelt. Da Josef nichts von seiner Herkunft wusste, stellte er sein etwas anderes Aussehen auch nicht in Frage.

Konfrontation mit der Diskriminierung

Seine Geschichte erzählt Josef Muscha Müller aus der naiven Perspektive eines Kindes. Zum einen entspricht dies seiner damaligen Situation als Kind, zum anderen eröffnet es den Lesern und Leserinnen eine Rezeption, bei der ein wesentliches Moment der fortschreitenden Diskriminierung in den Blick gerät, nämlich die Unmöglichkeit

die sukzessive erfolgenden Attacken gegen die eigene Person kognitiv und emotional zu begreifen, geschweige denn als Kind zu deuten. Wie etwa soll ein Achtjähriger verstehen, dass seine Freunde auf einmal nicht mehr mit ihm spielen wollten, dass er in der Schule nicht nur von seinen Klassenkameraden gehänselt und immer wieder geschlagen wird, sondern auch die Lehrer ihn schikanieren? Was bedeuten Schimpfworte wie „Mulatte“, „Bastard“ oder „Zigeunerschwein“, mit denen er fortan belegt wird?

Im Buch wird Josef als ein Junge beschrieben, der permanent Fragen stellt, die allerdings nie beantwortet werden. Seine Eltern, die im antifaschistischen Widerstand aktiv waren, erklärten ihm bewusst nicht was vor sich ging, denn sie wollten ihren Sohn in bester Absicht beschützen. Da er ja noch ein Kind war, befürchteten sie jedoch auch, dass er unbewusst Informationen verraten und damit die ganze Widerstandsbewegung in Gefahr bringen würde. Als einzige Antwort erhielt Josef auf seine Fragen, dass er alles verstehen würde, wenn er älter sei. Durch seine Unwissenheit wurde die Situation jedoch noch viel schwieriger für ihn.

Mit vielen Begebenheiten schildert Josef Muscha Müller, wie ihn die Situation immer weiter in die Isolation trieb. Deutlich wird, wie das propagierte Ideal eines sogenannten „arischen“ Kindes immer weiter um sich griff und wie ein Junge, der diesem Ideal allein wegen seiner dunkleren Hautfarbe nicht entsprach, von immer mehr

Lernen aus der

■ Geschichte

Empfehlung Lebensbericht

Mitmenschen als minderwertig betrachtet und zum Außenseiter gemacht wird. Um zu verhindern, dass er misshandelt wird, verboten ihm seine Pflegeeltern, unbeaufsichtigt das Haus zu verlassen. Mitglieder der Widerstandsgruppe, in der seine Eltern aktiv waren, begleiteten ihn auf dem Schulweg, um ihn vor Angriffen zu schützen.

Doch auch in der Schule gab es keinen Ort mehr, an dem er sich aufgehoben und sicher fühlen konnte. Seine Lehrer misshandelten ihn beinahe täglich. Als er eines Tages mit schweren Verletzungen, die von Rohrstockschlägen herrührten, nach Hause kam, schafften es seine Pflegeeltern, ihn in eine andere Klasse versetzen zu lassen. Der neue Lehrer, Herr Rüllemann, kümmerte sich fortan in der Schule um Josef und beschützte ihn so weit er konnte.

Im Jahr 1940, der kleine Muscha war acht Jahre alt und überall in Deutschland waren mittlerweile „Dienststellen für Zigeunerfragen“ eingerichtet, die Sinti und Roma vermessen, Karteien anlegen und sogenannte „Rassegutachten“ erstellen, wurde er mit seiner Mutter auf dieses „Rassenamt“ bestellt. Das Pflegekind sollte untersucht werden. Von denen im Amt Zuständigen waren einige Sozialisten, so dass zunächst nichts weiter geschah, außer, dass das Kind nun offiziell als „Zigeunermischling“ registriert und gebrandmarkt war.

Gerade im Falle von deutschen Sinti zeigen sich an seinem Beispiel auf bedrückende Weise die Vermischung von individuellen

wie staatlich sanktionierten Ausgrenzungs- und Gewaltmechanismen gegenüber anders Aussehenden oder/und Personen, die von der Mehrheitsgesellschaft nicht erwünscht sind. So traten antisemitische und rassistische Vorurteile bereits schon früh über verbale Hassattacken auf, beispielsweise als Josef Müller im Jungvolk der HJ unverzüglich hinausgeworfen wurde mit „Raus mit dem Judenschwein ... verrecke, Du Zigeunersau“ [Müller, 2004, S. 9]. Sie entfalteten ein gefährliches Gewaltpotential, wenn plötzlich ein von Erwachsenen indoktrинierter Spielkamerad ihn mit dem Messer attackiert, weil Zigeuner angeblich, wenn sie groß wären, zu Verbrechern würden und außerdem die dunkle Haut stinken würde.

Zwangssterilisation

Im November 1944, Josef war inzwischen 12 Jahre alt, erschien die Gestapo in der Schule um Josef abzuholen. Trotz der Proteste von Josef und seinem Lehrer zerrten sie den Jungen vor den Augen aller aus dem Klassenzimmer und brachten ihn in ein Krankenhaus. Hintergrund dieser Aktion war Himmlers Anordnung, dass Sinti und Roma im Zuge der „Reinigung der deutschen Rasse“ zwangssterilisiert werden sollten. Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, das bereits am 1. Januar 1934 in Kraft getreten war, wurde im Laufe der Jahre auf immer weitere Bevölkerungsgruppen ausgeweitet, und bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges waren mindestens 400.000 Menschen (die Dunkelziffer lag sicherlich noch höher) zwangssterilisiert, darunter auch eine große Anzahl Kinder aus der eth-

Lernen aus der ■ Geschichte ■

nischen Minderheit der Roma und Sinti.

Offiziell gaben die Ärzte und Krankenpflegerinnen an, dass Josefs Blinddarm entfernt werden würde. Da Josef aber keine Schmerzen hatte, glaubte er diese Geschichte nicht. Im Krankenhaus wurde er zunächst für mehrere Tage in ein kleines Zimmer gesperrt. Seinen Pflegeeltern war es nicht erlaubt ihn zu besuchen, was dem Jungen große Sorgen bereitete, denn er wusste nicht einmal, ob sie über seinen Aufenthaltsort informiert waren. Eine Woche nach Josefs Einlieferung im Krankenhaus führte ein Arzt, Dr. Rothmaler, der eine Zwangssterilisation an ihm durch.

Es blieb nicht bei der Sterilisation. Doch die Pläne, Josef nach seiner Genesung in ein Konzentrationslager zu deportieren, konnten seine Eltern und andere Mitglieder der Widerstandsbewegung mit Hilfe zweier Krankenpflegerinnen vereiteln. Er wurde in einer kleinen Gartenlaube im Wald versteckt, in der er die restliche Zeit bis zum Kriegsende verbringen musste. Ab diesem Zeitpunkt wurde Josef immer von einem seiner sogenannten „Onkel“ betreut. Diese Personen waren Freunde seines Vaters und Mitglieder des Widerstandes, ohne deren Unterstützung Josef den Krieg nicht überstanden hätte.

Trotz der erfolgreichen Flucht war auch die Zeit im Versteck keinesfalls einfach für den Jungen, der die Laube unter keinen Umständen verlassen durfte, um nicht gesehen und verraten zu werden. Auch blieb er über die Hintergründe seiner Zwangsoperation

Empfehlung Lebensbericht

und über die politischen Hintergründe seiner „Gefangenschaft“ im Unklaren.

Leben nach dem Zweiten Weltkrieg

Im zweiten Teil des Buches beschreibt Josef Müller sein Leben nach 1945. Der Leser erhält so einerseits einen Einblick in die Folgen der traumatischen Ereignisse aus Josefs Kindheit, andererseits wird ihm aber auch vor Augen geführt, wie diese Erfahrungen tiefe physische und seelische Narben hinterließen und sein ganzes weiteres Leben beeinflussten.

So klärten ihn seine Pflegeeltern erst einige Jahre nach Kriegsende über seine Herkunft auf. Und erst kurz vor seiner Verlobung erfuhr er schließlich, dass er niemals Kinder bekommen konnte. Zwar fand die Hochzeit trotzdem statt, jedoch hielt die Ehe nicht lange, da Josef auf Grund seiner Vergangenheit psychische Probleme hatte und seine Frau einen zusehends stärkeren Kinderwunsch verspürte. Lange Zeit hatte Josef kein Glück mit Beziehungen, da sterilisierte Männer als „abnormal“ betrachtet wurden. Die Tatsache, dass Josef weder Frau noch Kinder hatte, wurde von vielen zudem als Indiz dafür gewertet, dass er homosexuell sei, weswegen er zusätzlich diskriminiert wurde.

Kampf um Anerkennung

Josefs Leben ist eine Abfolge von unterschiedlichen Kämpfen. Zunächst rang er um sein Überleben im NS-Regime, nach Kriegsende musste er dann lernen, seine Vergangenheit zu akzeptieren, mit ihr zu leben und gegen seine Depressionen anzukämpfen. Alltäglicher Rassismus wegen sei-

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Lebensbericht

ner Hautfarbe begegnete ihm nicht nur in der DDR, sondern später auch in der BRD. Zudem kämpfte er mehrfach vergeblich um die offizielle Anerkennung als Opfer der NS-Verbrechen. Es dauerte viele Jahre, bis Josefs Status offiziell anerkannt wurde und er eine kleine finanzielle Entschädigung erhielt.

Seine Vergangenheit ließ Josef nie los. Zufällig kreuzten sich seine Wege mit Menschen aus seiner Kindheit, wie beispielsweise mit Dr. Rothmaler, dem Arzt, der die Sterilisation durchgeführt hatte und der nach dem Krieg ungehindert Chefarzt in einer Klinik in Flensburg/Mürwick werden konnte.

Viele Jahre nach dem Krieg kehrte Josef in seine Geburtsstadt Bitterfeld zurück, wo er seine Geburtsurkunde in einem Kirchenarchiv fand. Neben den Namen seiner Eltern erfuhr er dort, dass er einen Zwillingbruder hatte. Bis zum heutigen Tage hat er diesen nicht gefunden.

Fazit

In der Auseinandersetzung Josef Müllers Lebensgeschichte wird auf drastische Weise deutlich, wie sehr sich die Erlebnisse des Zweiten Weltkrieges auf das weitere Leben insbesondere von Kindern auswirkten. Spricht man über den Nationalsozialismus und seine Opfer, so enden die Erzählungen häufig mit dem Kriegsende, was den Eindruck hinterlässt, dass nach dem Krieg alle Probleme gelöst waren und alle in ihr normales Leben zurückkehrten. Seine Kindheitserinnerungen und die erzwungene Operation veränderten sein ganzes Leben.

Die Tatsache, dass er Kinder zwar mochte, aber selbst keine bekommen konnte, zerstörte nicht nur viele seiner Beziehungen, sondern verursachte auch schwere psychische Probleme, an denen er heute noch leidet. In einem Interview, welches 2010 von der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas aufgenommen wurde, erzählt er die Geschichte des Sinto-Jungen Muscha, der er ja selbst ist, erstaunlicherweise in der dritten Person, so als würde er über eine andere Person sprechen – es entsteht der Eindruck, dass die traumatischen Erfahrungen bis ins hohe Alter nicht integriert werden können.

Als Kind hatte Josef sich geschworen, dass er später einmal mit Kindern arbeiten werde, um sie vor unfairen Behandlungen, wie er sie erlebt hatte, zu bewahren. Mit viel Beharrlichkeit erreichte er sein Ziel und arbeitete für den Rest seines Lebens in der Kinderbetreuung. Nach seiner Pensionierung besucht er als Zeitzeuge des Zweiten Weltkrieges Schulen, um mit den Kindern über seine Vergangenheit zu sprechen und damit ihr Bewusstsein für das Schicksal der oft vergessenen Opfergruppe der Sinti und Roma zu schärfen.

Literatur:

Josef Muscha Müller: Und weinen darf ich auch nicht – Eine Kindheit in Deutschland, Berlin 2002, 227 S., 14,50 Euro

Eine frühe Version seines Berichts ist unter dem Titel „Josef Müller – das Kind Muscha“ [online](#) abrufbar.

Ein Interview steht mit Transkription und Inhaltsverzeichnis [online](#) zur Verfügung.

Über die Autorin:

Ruth Allgäuer wurde 1991 in Lustenau (Österreich) geboren. Sie studiert Kulturwirtschaft an der Universität Passau und ist derzeit für ein Auslandssemester in Kanada.

Thomas Buergenthal: A Lucky Child. A Memoir of Surviving Auschwitz as a Young Boy

By Sara Bensa

The book "A Lucky Child" is Thomas Buergenthal's autobiography, which was published in 2007. However, he began the book with: "This book should probably have been written many years ago, when the events I describe were still fresh in my mind." The autobiography of a child, surviving the holocaust, bears an irreplaceable piece in the mosaic of testimonies of countless innocent victims.

Thomas Buergenthal, born on 11th May 1934 in Lubochna, former Czechoslovakia, is a child of Mundeck and Gerda Buergenthal. He dedicated his life to international law and the protection of human rights. Buergenthal served as the American judge on the International Court of Justice in The Hague from 2000 to 2010.

Buergenthal dedicated his book to his parents. He wanted to present his story to a wider audience since he believes that "Holocaust cannot be fully understood unless viewed through the eyes of those who lived through it."

The war happened

At a young age, he and his parents with some other Jewish people reached the Polish city of Kielce in Southeastern Poland, after an unsuccessful attempt to flee from potential danger to Britain. They were told in Poland was a large Jewish community that might take them in. If the train, which they were

attempting to escape with, had not been bombed in an area where Kielce was the nearest Polish city with a big Jewish population, they would not have gone there. Anyway he is positive that it would have made little difference if they had headed to any other Polish city. Thomas marvels at the courage and ingenuity of both his parents and describes their courageous uproars against officers or supervisors. This truly should be admired as well as his own bravery in many unbearable circumstances that followed. Being a child, he supposed it was only natural for his parents to know what to do. Moreover, not only was he a quick learner when it came to develop strategies in order to survive, but throughout his narration he also expressed an unbelievable desire for life.

In the late autumn of 1942 they were displaced to a labour camp, which was erected on the ground of the Kielce ghetto. From that time on, only two memories stand out in his mind and one of them is the proof of his cleverness as he knew what to say to a commandant while other children were being torn from the arms of their parents: "Captain, I can work." Soon, at the age of 8 he found a job for himself as an errand boy. That was when he lost Ucek and Zarenka, two neighbour children, with whom he had befriended in the camp, and who had become like a brother and a sister to him. They were both first locked up in the nearby house with about thirty other children, from there they were taken to the Jewish cemetery, where they were killed.

The Death Camp

Perseverance until the end

At the beginning of August 1944, the family was deported to Auschwitz and were 'luckily' spared the selection process. Quickly after their arrival, he and his father were separated from his mother and sent to the so-called Gypsy camp. He worked as an errand boy, a job that gave him more freedom of movement and a greater chance to stay alive. The selection that followed in October was the last time he saw his father. 10-year-old Thomas was among the group of those who were about to die in the gas chamber. Unlike others, he did not just passively accept his fate. He tried to escape several times, but each time his inmates started to yell that he was escaping. That made him very angry and he could not understand why they would have done that. At that point he mentions how an extremely unusual change of emotion happened to him. All that fear of dying, anxiety and nervous tension suddenly vanished and a feeling of peace overcame him instead. Something incredible happened. They were not taken to the gas chamber, but shifted to the hospital camp. From there he was again taken to another area of the Auschwitz camp, the children's barrack in camp D. There he encountered Michael and Janek, whom he knew from the labour camp in Kielce. Shortly after that he saw his mother again. Although he does not describe precisely how he felt, it becomes obvious that this event affected him a lot.

Soon after their encounter the rumors about Germany losing the war caught up with him, the Auschwitz Death March began. He was not sure whether to believe it or not. He never thought about actual liberation. He was more worried about how he could get through the cold Polish winter. Still, looking back at the huge murder factory, he felt victorious and in his mind he was addressing Hitler: "See, you tried to kill me, but I am still alive!" In my opinion his stubbornness and perseverance saved his life in the moments when it seemed easier just to give up. Maybe it was his father's belief that the war would end soon that gave him hope. Staying alive had become a game he played against Hitler, he assumed in retrospect. The long death march in the cold caused him pain in his toes, they were swollen, discoloured and frostbitten. Firstly he did not want to see a doctor after they reached the Sachsenhausen concentration camp in Germany; his friends Michael and Janek convinced him. He stayed at the infirmary after the surgery until the liberation of the camp. In the time between the liberation of Sachsenhausen and the reunion with his mother, he became a member of the Polish army and moved to Jewish orphanage of Otwock. The orphanage presented for him a halfway house between one life and another. He narrates: "It was here that I underwent a gradual transformation from a potentially frightened and hungry camp inmate, struggling to survive, to a relatively normal eleven-year-old child." He never doubted his mother was alive.

Lernen aus der

■ Geschichte ■

He hoped despite the odds. The day when his mother's letter arrived at the orphanage was one of the happiest moments of his life. So was the 29 December 1946, when he and his mother fell into each other's arms.

Life after the war

The author, despite the fact that the topic is extremely emotional, did not center his narration on descriptions of his personal feelings. I would say the narration is rather historically-based, although he was not sure about some of the exact dates of a few events. In the beginning he apologized for that. He was later given some additional information from the documents by the International Tracing Service (ITS) and United States Holocaust Memorial Museum. That possibility meant a lot to him as he stated: "It's terrible, if there are gaps. You feel incomplete as a human being" and added that that archive was the only memorial of his father. In the book, he intended to contain his recollections of events and at the time of writing it was more than six decades after the war. Therefore it is normal that he could not be sure to distinguish clearly between some events that he witnessed and those he was told by his parents. His childhood experience has had a substantial impact on the human being he has become. Furthermore, when he was about to write a book in the 1950s, he could still recall vividly the fear of dying, the hunger, the sense of loss, the insecurity and his reactions to the horrors. Whereas he is positive that forgetting and losing the intensity of emotions were significant for him to overcome the past without serious psychological

Empfehlung Lebensbericht

scarring, so was leaving Germany, because he felt like a new life was about to begin and the old one had been left aside.

In Brief about the book

The language he used was concise, literary and the book presented an interesting reading. There are 11 chapters ordered chronologically. Anyway, the author pointed out that a few events might not have happened in the exact way he remembered them. There are also Foreword, Preface, Epilogue, Afterword and Acknowledgements. The author wrote his story in English, it is published in more than half of dozen other languages as well.

Being a child during times of war

The book enables the reader to travel back into history, viewed through innocent young eyes. Throughout all mental and physical torment, he persisted in his hope and managed to turn his terrifying experience into a positive attitude towards his further life. He found his mission in preventing and protecting the world from any similar events. Everyone who had been through that horror comprehended it. There are no clear predictions for reactions and reasons why some victims were able to overcome Nazi atrocities while others were unable to do so. It is important to acknowledge that this is just one of the numerous testimonies telling what can occur and one way to make people aware of the consequences of war. Each individual who experienced the Holocaust has a personal story worth telling, if only to put a human face on some dissociated numbers of

Lernen aus der Geschichte

Empfehlung Lebensbericht

innocent victims. All people lost in any war or political persecution need to be treated as human beings and have to be named. They deserve it as much as we, living people, do.

References

Abramowitz, M. (2001). What I've Learned: Tom Buergethal's Lucky Childhood. Retrieved June 30, 2015, from <http://www.washingtonian.com/>

A sacred remembrance site for the victims of the Holocaust and of other Nazi atrocities (2012). Retrieved June 30, 2015, from: <https://www.its-arolsen.org/>

Buergethal, T. (2015). A Lucky Child. Croydon:CPI Group.

About the author:

Sara Bensa was born in 1995 in Slovenia. She studies psychology and is therefore interested in history especially from a psychological aspects. She is also passionate about music, traveling, meeting new cultures and people, deep debates and loves working with people.

Kisses to the Children

by Vassilis Loules

“Childhood was their Garden of Eden. Even though they spent it in hiding, even though they lost it in the shadow of the Holocaust.”

The film *Kisses to the children* (original title *Filia eis ta pedia/ Φιλιά εις τα παιδιά*) by Vassilis Loules narrates the stories of five Jewish children who survived hidden by Christian families during the German Occupation in Greece. Is it another film about the Holocaust? No, it is a film about childhood in the shadow of the Holocaust, as the director stresses, and about how it affected the lives of children; it is about giving voice to children who lived in absolute silence, it is a film about revealing and about memory.

The director, Vassilis Loules, studied Electrical Engineering (National Technical University of Athens) and Cinema. His documentary “*Kisses to the Children*” (2012) won awards at many festivals, was in theatrical release in Athens and Thessaloniki, was screened at events all over Greece, received many rave reviews and was in special screening in Europe, USA, Canada and Australia. The film is available in Greek with English subtitles.

The storyline

The film follows the life narrations of five Greek-Jewish children who survived hidden during the German Occupation in Greece. Stories of terror and death are intertwined with stories of a carefree childhood, of love and security under the

shadow of the Holocaust. Rosina, Sifis, Eftyhia, Shelly and Marios reveal their hidden stories and invaluable personal objects – a diary, photographs and home movies. In addition, the film outlines the presence of the Greek-Jewish communities before the Second World War and presents the situation in German occupied Greece.

“*Kisses to the Children*” was shot in Athens, in Thessaloniki, in Ioannina, in Chania (Greece) and in Auschwitz (Poland) and was released in 2012 after six years of research and personal work by the director. The timing is very important, since in recent years the neo-Nazi and extreme right wing tensions are rising in Greece and there is an increase of racist incidents and xenophobia. According to the director, when he started the research for the film in 2006, it was not in his intention to deal with these incidents, the the tensions were not obvious yet. But when the film was completed, in 2012, the stories of the Jewish children became dramatically relevant and they gained a political dimension. Furthermore, it is a fact that the Greek historiography was until now only to a very limited extent interested in the presence and the extermination of the Greek Jews, especially the Jews of Thessaloniki, where there used to be an extremely big and active community before WWII. Therefore the film fulfils for me two functions that make it so important: it raises awareness against the neo-Nazi tensions by making a connection with the past and it contributes to saving and bringing to

surface a memory that was buried and tended to be forgotten.

The narrative flow

The protagonists narrate their stories to the director without his intervention and the simplicity of the oral language supports the immediacy and originality of the film. The interviews are combined with rare archive material (photos, short films made by German soldiers, illegal short films made by Greeks, diaries) and this combination leads to a clear image of the past and description of the subject. As a result the personal stories do not become overdramatic leading to populism, but they remain human, authentic, dignified, strong, direct and brave. The suffering described does not aim at easily moving the audience, but at touching their soul and making them think by revealing in front of their eyes the hidden sides of the children's past. The film does not shout and does not seek power by appealing to the emotions, it delivers its messages with sensitivity and respect by giving the facts, the events and the individual real stories. The simple, direct and unelaborated language contributes to this direction.

Five from the large Jewish community of Thessaloniki

Before the Second World War there were 77,377 Jews living in Greece (50,000 were living in my hometown Thessaloniki), but 67,149 were exterminated during the German Occupation. Among the victims there were also 13,000 children. Only few of them survived, some of them because they were

hidden by Greek Christian families. Five of these children share their stories in the film of Vassilis Loules. The numbers outline how rare and valuable these stories are. The director spent 6 years of work to make the film, he managed to find and contact these people and most importantly he managed to make them trust him, in order to reveal their traumatic past and narrate it in front of the camera. I was impressed by their hidden and devastating narrations, but also by the way they expose them in front of the camera. Rosina, Sifis, Eftyhia, Shelly and Marios are now old and they have to dive into their memories, to reconnect with their childhood and to pull out traumatic experiences and painful emotions. It is an extremely difficult psychological process and the result is very strong: the narrators actually converse with their younger selves and through these specific stories they re-narrate and re-write the history, revealing aspects that were almost forgotten. Watching the film, I had the feeling that it was a liberation procedure, a confession as the director calls it, what the protagonists experienced and, though painful and dramatic, it helped them come to terms with what happened.

At the same time the film gives us invaluable insights into pages of the history that were yet unknown and into the psychological procedures these children had to go through. Rosina for example was born in Thessaloniki and was living in the center of the city with her parents – her father was a merchant – and her sisters, Rosina and Denise. Before the war, she used to play a lot

with other children, boys and girls, Jewish and Christian, and as she states she had “a fine childhood, as far as games were concerned”. Her life was peaceful and calm till the German troops entered the city, on April 9th 1941. In February 1943 all Jews were ordered to move to the designated ghetto areas and on March 6th the ghetto was sealed. As the anti-Jewish measures deteriorated in 1943 and the first trains left to Auschwitz, the Pardo family decided to hide. Doctor Yorgos and Faedra Karakotsou took them in and hid them in their home where they stayed hidden for more than a year in one room in the heart of their old neighborhood. Rosina had also to change her name to Roula, in order to cover her Jewish identity. In this situation, isolated from the outside world, Rosina found refuge in the world of fantasy, in keeping a diary, in playing with her sisters and the doctor’s son and in watching the everyday life of the “outside world”, as she says, “hidden behind the window”. In her words “what stands out about that time was the total silence”. Another protagonist, Sifis, who was born in Crete to a wealthy family, narrates that he and his parents had to leave Crete illegally in order to survive and to settle in Athens where they stayed hidden in different places. In the end, the family had to split up and Sifis together with the lifelong servant of the family, Athina, was taken in by a friend of his father named Petrochilos, who hid them. During the time he spent hiding, Sifis became attached to Athina and after the war he had trouble recognizing and accepting his parents. As he

states, these feelings “were traumatic and followed me all my life”.

Coping with traumatic experiences

What I also found very interesting is that the film deals with stories of people who witnessed the war and the Holocaust as children and this had a lifelong impact on them. What were their experiences and how did they cope with them? The hidden children of the film in most cases had to be separated from their families in order to survive and to stay hidden for months or even for years. How do children experience this transition and this change? As Rosina states “every day we remained hidden was a victory for life over death”. Whereas children are supposed to play and grow in a secure environment, these children lost their childhood in the shadow of the Holocaust. As Rosina says “I don’t remember playing at that time. I couldn’t play in the ghetto”. As the protagonists describe their lives before and during the German occupation, the spectator realizes what these children lost and what they went through in order to survive. Shelly and her family had to change houses 17 times in order to protect their identity. Eftyhia and Sifis had to split from their parents, Marios saw his father being arrested and was deprived of many things, like food and clothes, during the time he spent hiding with his mother. Rosina had to stay closed in in a room hiding for more 18 months. As it is stated in the film: “childhood was their garden of Eden”, but they lost it.

The rescuers

Conclusion

Besides the contribution of the film to the story of children and to the memory of the Holocaust, the film also expresses a message of solidarity, hope and togetherness. These children survived because of the shelter that other people, Christians and not Jews, strangers and not family, offered them regardless of the danger. It was a risk they took and led some of them even to death. These “strangers” offered children love and affection and they tried to give them a normal everyday life in order to make them feel safe. In most cases they were friends of the Jewish families or people with connections to those who smuggled people out of Greece or hid them. Rosina says that her mother used to call doctor Karakotsos ‘mallach’, which means angel, and Eftyhia stresses how safe she felt with her saviors ‘aunt’ and ‘uncle’ Aggelopoulos and how these people who actually saved them “never said a word” or bragged about it. And she added that “that’s what makes a person great”. As it is stated in the official synopsis, the film is also about stories of salvation and carefree childhood in the arms of strangers: secret Gardens of Eden, nests of love away from the horror of the Holocaust. I find this aspect of the film very important and I think it transfers a significant message, a message of humanity and life that goes beyond religion, nationality or any other aspect we use, in order to separate people in groups, in order to build borders. And I am convinced that in today’s multicultural world this message is extremely useful and actual and is an example that we should all take into account.

After leaving the room where the film was screened I could not talk for a while. The voices of the children were ‘talking’ inside me and they were telling their stories again – as if they wanted to be heard and remembered. And they should be heard and remembered. This is why I find the contribution of Vassilis Loules and his film extremely important. It sheds light on the existence and the life of the Jewish community in Greece, it depicts the everyday and family life during the German Occupation and it connects micro-history with the official historical narrative. But even more importantly, it gives a voice to children and to their stories and it opens a window to their world and to how they experienced the war, the Holocaust and the exclusion. It is actually a restoration of the history and of the collective memory that was hidden or forgotten. This is an aspect that is overlooked in the Greek context and that is why the contribution of the film is so significant and rare. Last but not least the film has also a political dimension that in today’s context plays an important role: it delivers a message of solidarity between people, which is even more important, as the social cohesion deteriorates, and it has become extremely relevant due to the current sociopolitical developments, the rise of right wing and neo-Nazi forces in Greece and in Europe in general. For all these reasons I believe that everyone who wants to be informed about the ‘hidden’ sides of history, about personal stories and childrens’ stories that actually re-write history should watch

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Film/DVD

this film. It constitutes excellent teaching material to be used in many educational settings.

Note:

The information about the film comes from the press release of the film, from interviews of the director, from personal discussions with the director and special material he sent to me. For all these things, for the help and cooperation, I am deeply grateful.

About the author:

Fotini Patinari from Thessaloniki has studied pedagogy and intercultural education, has worked as a teacher with Roma children and is now studying German language and literature.

“Sag mir einfach, wer ist mein Vater?”

Von Haris Huremagić

Im September 2012 wurde in Wien die erste wissenschaftliche Konferenz zum Thema “Besatzungskinder in Österreich” abgehalten, zu der sich nicht nur Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen trafen, sondern vor allem auch Besatzungskinder selbst über ihre Erfahrungen berichteten. Als Resultat dieser Konferenz erschien dieses Jahr das Buch „Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland“ im Böhlau Verlag. Die Herausgeber sind führende Expertinnen zu diesem Thema. Sowohl die deutsche Historikerin Silke Satjukow von der Universität Magdeburg als auch die österreichische Historikerin Barbara Stelzl-Marx, stellvertretende Leiterin des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, haben mehrfach zum Thema Besatzungskinder publiziert.

Gliederung in fünf Teile

Im Einleitungsteil wird das Thema Kriegskinder aus verschiedensten Blickwinkel beleuchtet. Ein Artikel beschreibt am Beispiel vom Zweiten Weltkrieg, Vietnam und Bosnien-Herzegowina das Phänomen der Kinder, die in Kriegsgebieten geboren werden und von “befeindeten” Soldaten abstammen. Das Hauptargument ist hier, dass dieses Phänomen existiert, seit es Kriege gibt. Der Artikel beschreibt die Unterschiede und Ähnlichkeiten der Erfahrungen und bietet dabei eine Kategorisierung

dieser “Kriegskinder” an. Dabei wird in vier Gruppen unterschieden: Kinder feindlicher Soldaten und einheimischer Frauen, Kinder von Besatzungssoldaten und einheimischen Frauen, Kinder von Kindersoldatinnen und Kinder von Friedenstruppen. Der Fokus dieses Buches liegt, da es die Nachkriegszeit in Österreich und Deutschland behandelt, auf den Kindern von Besatzungssoldaten und einheimischen Frauen. Die anderen Teile fokussieren jeweils auf eine Besatzungsmacht. Während der zweite Teil die Besatzungskinder sowjetischer Truppen beleuchtet, behandelt der dritte Teil die der amerikanischen und britischen Truppen und der vierte Teil die der französischen Besatzungssoldaten. Der letzte Teil des Buches beinhaltet eine Reihe autobiographischer Texte von Besatzungskindern. Die Beiträge behandeln beispielsweise die Thematik der schwarzen Besatzungskinder, ihre Reflexion in der deutschen Kinematografie sowie die Thematik der sogenannten “war brides” („Kriegsbräute“), also Frauen, die nach dem Zweiten Weltkrieg Angehörige der Besatzungstruppen heirateten und ihnen als Ehefrau in die jeweilige Heimat folgten. Ein Beitrag soll hier genauer hervorgehoben werden, nämlich die Repatriierungen französischer Besatzungskinder in Deutschland. Die französische Militärregierung in Deutschland verpflichtete die deutschen Behörden, alle Kinder französischer Besatzungstruppen der französischen Administration zu melden mit dem Ziel, sie nach Frankreich zu überführen. Im Zuge dieses Prozesses nahm sich die französische

Administration dieser Kinder an und führte eine medizinische Untersuchung durch. Nur wenn ein Kind gewisse biologische Kriterien erfüllte, beispielsweise nicht zu leicht war und keine Erbkrankheiten hatte, wurde es nach Frankreich gebracht, um von einem französischen Ehepaar adoptiert und aufgezogen zu werden. Das Kind erhielt einen französischen Namen und alle seine Dokumente wurden dementsprechend geändert. Es wurde außerordentlich viel Mühe aufgebracht, um Spuren zur ursprünglichen Identität des Kindes zu verwischen.

Was ist neu?

Das Buch präsentiert eine Varietät an Themen zu Besatzungskindern in Österreich und Deutschland nach 1945 in einer interdisziplinären Herangehensweise und gibt einen guten Überblick über die gegenwärtigen Forschungen in diesem Gebiet. Zudem ist es die erste Publikation, die systematisch nicht nur die Schicksale der Kinder in den vier Besatzungszonen beschreibt, sondern auch in einer transnationalen Methode. Überdies lässt diese Publikation die Besatzungskinder selbst zu Wort kommen, da eine Reihe von autobiographischen Texten inkludiert ist. Diese Texte ermöglichen es dem Leser bzw. der Leserin, ein komplettes Bild der persönlichen Komponenten dieser Thematik zu erhalten, und eröffnen ergänzend zu wissenschaftlichen Analysen eine emotionale Dimension. Es ist eine der Qualitäten dieses Buches, dass kein Beitrag einer problematischen Generalisierung unterliegt, sondern individuelle Erfahrungen von Besatzungskindern

in den Vordergrund gestellt werden. Das Buch reüssiert darin, die Gemeinsamkeiten der Erfahrungen zu unterstreichen, wie beispielsweise Erfahrungen von Vaterlosigkeit, Wege damit umzugehen, die prekäre finanzielle Situation der meist jungen Mütter sowie das Verlangen nach der Suche der eigenen Identität.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Erkenntnis, dass die konkreten Formen von Diskriminierung und Ausgrenzung nicht von der Besatzungszone, in der die Kinder aufwuchsen, abhängt, sondern von der Frage, wie das nahe Umfeld reagiert und mit dem Phänomen der Besatzungskinder umgeht. Während zum Beispiel ein Besatzungskind konstatiert: „Ich selber hatte immer das Gefühl, ein Mensch zweiter Klasse zu sein“, schreibt ein anderes: „Abschließend möchte ich meiner Familie dafür danken, dass sie es mich niemals spüren ließ, dass ich ein Besatzungskind bin.“

Frischer Impuls: „Weltbürger der Zukunft“

Das Buch beschränkt sich nicht auf die bloße Wiedergabe einer historischen Debatte, sondern bietet Beiträge an, die einen frischen Impuls in die Debatte einbringen. So zitiert Silke Satjukow den deutschen Arzt Herbert Frank, welcher die Besatzungskinder nach dem Zweiten Weltkrieg als „Weltbürger der Zukunft“ beschrieb. Nach Frank garantieren die Besatzungskinder, falls sie erfolgreich in die Gesellschaft integriert werden, ein liberales und weltoffenes Deutschland der Zukunft. Oder wie Satjukow es beschreibt:

„Im Krieg und aus dem Geist des Krieges gezeugt und geboren, tragen gerade sie die Potenziale und die Potenzen in sich, das Kriegerische langfristig aufzuheben und zu verwandeln“
Zudem stellt Satjukow die These auf, dass die Besatzungskinder in Deutschland nach 1945 eine Art Katalysatoren der Versöhnung darstellten. Aufgrund dieser Kinder begannen die Deutschen ihre Attitüde zum Fremden zu verändern, die durch die Nazi-Vergangenheit negativ geprägt war. Die Deutschen sahen diese „süßen und kleinen Kinder“, erschlossen sich damit die fremden Väter in den jeweiligen Ländern und realisierten, dass diese auch nur Menschen wie alle waren. In diesem Sinnen können Besatzungskinder als Chancen und Vorteile für die Gesellschaft angesehen werden.

Fazit

70 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ist das Thema der Besatzungskinder im bestimmten Maßen noch immer ein Tabuthema. Heutzutage sind nicht alle Archive für Betroffene, die sich bereits in einem fortgeschrittenen Lebensabschnitt befinden und noch immer nach Teilen ihrer Identität suchen, zugänglich. Überdies sollte man sich die Aktualität dieses Themas vor Augen führen, denn auch heute werden Kinder fremder Soldaten in Kriegsgebieten, wie der Ukraine oder Syrien, geboren. Deswegen ist es umso wichtiger, das Bewusstsein für dieses sensible Thema zu fördern. Dieses Buch tut genau dies. Zudem stellt es wichtige Informationen für die Betroffenen selbst zur Verfügung. So schreibt

das Besatzungskind Elisabeth F.: „Ich habe sehr viel gelesen über das Schicksal der Besatzungskinder, die Nachkriegszeit. Das hat mir enorm geholfen, alles, auch meine Mutter, besser zu verstehen.“

Über den Autoren:

Haris Huremagić studiert Rechtswissenschaften und Slawistik an der Universität Wien. Er ist Preisträger des österreichischen Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten und Mitglied des europäischen Geschichtsnetzwerkes EUSTORY.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Podcast

Podcasts „Children of War in Europe“

Im Rahmen des europäischen Projekts „Children fo War in Europe“ der Körber-Stiftung entstanden eine Reihe von englischsprachigen Audio-Podcasts. Die Beiträge, sämtlich produziert durch Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines einwöchigen Studienaufenthalts in Berlin, können auf der Webseite „History Campus“ angehört werden.

Die Podcasts im Einzelnen

Unter dem Titel „Young Europeans on commemorating Second World War“ sprach Oldrich Justa (Polen) mit Serafina Orekhova (Russland), Thomas Dirven (Belgien), Agnija Vaska (Slowenien) und Stefan Holzer (Österreich) über die spezifischen Herausforderungen der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in ihren Ländern. Die Gesprächspartner/innen stimmten darin überein, dass die Bearbeitung der eigenen Familiengeschichten wichtig für die eigenen Auseinandersetzungen ist.

Die fiktive Filmpremiere „Children of War“ ist Gegenstand eines von Hans Kühlborn geführten Interviews mit den Mitwirkenden des Film über einen Berliner Jugendlichen während des Zweien Weltkriegs. Zu Wort kommen die Hauptdarsteller (Marika Abazadze, Georgien, und Tomasz Korandy, Polen), der Regisseur (Rafael Jiménez Montoya, Spanien) und die PR-Agentin (Ajda Vodlan, Slowenien).

Ebenfalls fiktional ist das Gespräch der aus Brüssel sprechenden Sissi Smith (Fotini Pa-

teinari, Griechenland) mit dem Mitglied einer konservativen Partei (Rasa Goštautaitė, Litauen) und einem Wissenschaftler (Haris Huremagić, Österreich) in „Refugee crisis 2015“. In ihren konträren Positionen schwingt auch die Frage mit, ob wir etwas aus dem Umgang mit Fluchtbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg für heute gelernt haben.

Die beiden Serbinnen Anđjela Bolta und Milena Tatlović waren zur Zeit des Jugoslawienkrieges 1999 noch Kinder, obwohl sie sich selbst nicht zwangsläufig als „Kriegskinder“ bezeichnen würden. In „Children of the War in Serbia“ sprechen sie in einem Interview mit Ruth Allgäuer (Österreich) über Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer Erfahrungen.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

»Ich bin alleine, zwischen fremden Menschen«. Unterrichtsmaterial zu Kindern und Jugendlichen als Verfolgte und Opfer des nationalsozialistischen Deutschlands

Von Constanze Jaiser

»Ich bin alleine, zwischen fremden Menschen«. Kinder und Jugendliche als Verfolgte und Opfer des nationalsozialistischen Deutschland: Der Internationale Suchdienst Bad Arolsen hat eine reichhaltige, empfehlenswerte Materialiensammlung für den Einsatz im Unterricht von Sekundarstufe I und II herausgegeben.

25 Kilometer Quellen

Das Besondere sind die vielen Originaldokumente selbst, deren Herkunftsgeschichte auch mit der Geschichte des Suchdienstes zusammenhängen. Denn der International Tracing Service (ITS), so die offizielle Bezeichnung, war seit Ende der 1940er Jahre damit betraut, Hilfe für Überlebende der NS-Verfolgung und für deren Angehörigen anzubieten, etwa Vermisste zu finden, ihre Schicksale zu klären, um Verfolgung, Haft, Zwangsarbeit, KZ-Haft bescheinigen zu können, damit zum Beispiel ein Antrag auf Entschädigung gestellt werden konnte. Das Archiv umfasst rund 30 Millionen Blatt. Ein spezieller Aktenbestand mit mehr als 16.000 Einzelakten sind die Unterlagen des »Child Search Branch«, des Kindersuchdienstes, der von 1945 bis 1951 aktiv war. Die Unterlagen betreffen Kinder bis zu 17 Jahren, die als Zwangsarbeiter verschleppt, in

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Konzentrationslager deportiert oder im Rahmen der »Eindeutschung« im »Lebensborn« unter anderem von deutschen Familien adoptiert und damit ihrer Identität beraubt wurden.

Schicksale von Kindern

Christiana Adamczyk zum Beispiel wurde 1930 in Lwow (Lemberg) geboren, damals Polen, heute Ukraine. Sie steht für die Gruppe jugendlicher Zwangsarbeiter, die ab Dezember 1941 unter Zwang aus den besetzten Ostgebieten nach Deutschland verschleppt wurden. Unter ihnen war auch die Familie Adamczyk – Christiana war gerade einmal 12 Jahre alt, als sie Mitte März 1942 in Deutschland ankam. Ein anderer Fall ist Barbara Krawczyk, die als Tochter einer Zwangsarbeiterin 1942 in der Strafanstalt Aichach zur Welt kam. Ihre Mutter überlebte nicht, sie aber überlebte und stellte in den 1970er Jahren einen Antrag an den ITS, um etwas über das Schicksal ihrer Mutter zu erfahren und eine Geburtsurkunde aus Deutschland zu erhalten. Die CD-ROM stellt ganz unterschiedliche Einzelschicksale von Kindern und Jugendlichen vor: Neben Kindern als Zwangsarbeiter und Kindern von Zwangsarbeitern auch Schicksale jüdischer Kinder (Tomas Buergenthal und David Liss), das Kind einer Sinti-Familie (Hugo Höllenreiner) und Kinder im »Lebensborn« (Barbara Gajzler und Barbara Paciorkiewicz). Sie enthält Texte, die in die Geschichten einführen, sowohl vom Schicksal der Kinder erzählen als auch historische Informationen liefern. Des Weiteren finden sich zahlreiche pädagogische Hinweise.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Die PDF-Dokumente sind so gestaltet, dass sie als Arbeitsblätter dienen können. Hinzu kommt ein Dokumentenordner, der die zum Teil faszinierenden historischen Originale in druckfähigen Scans enthält: von Familienfotos und Tagebuchauszügen über Transportlisten und Sterbemeldungen bis hin zu Briefauszügen, die von der Suche nach einem Kind Zeugnis ablegen oder zur Passagierliste mit den Namen von Überlebenden, die mit dem Schiff auswanderten.

Pädagogische Zielsetzung

Sie spiegeln das wider, was den Herausgebern, namentlich Dr. Susanne Urban, Leiterin des Bereichs Forschung und Bildung im ITS, am Herzen liegt und was sich übrigens auch auf der Jugendwebseite als wesentliche Reflexionsachsen wiederfindet: Schülerinnen und Schüler soll erstens nachvollziehbar werden, dass die Opfer des Nationalsozialismus nicht als Opfer geboren wurden. Zweitens sind die Handlungsträger der NS-Verbrechen in der Regel weder Sadisten noch unbeteiligte Zuschauer, sondern, so Urban, »Menschen, die sich entschieden, in diesem System eine gewisse Funktion zu übernehmen«. Wesentlich in der Darstellung sind immer auch die Handlungsoptionen, ein Umstand, der sich drittens konkret aufzeigen lässt an den vereinzelt Menschen, die den Verfolgten halfen und zum Beispiel manches Kind retteten. Auf eine umfassende Didaktisierung wurde bei der CD-ROM bewusst verzichtet, da jede Pädagogin und jeder Pädagoge sowieso das Material anpassen müsse. Dafür liefert die »strukturierte Dokumentensammlung« alles, was man für

Empfehlung Unterrichtsmaterial

den Unterricht benötigt, darunter eine thematische Einordnung der Einzelschicksale mit Zeitleiste und Glossar, eine Berücksichtigung verschiedener Schulformen, Lerngruppen und Altersstufen und sogar Vorschläge für eine Reflexion von Menschenrechten mit Hinblick auf die Kinderrechtskonvention und die Entschädigungspraxis. Besonders nützlich ist auch der Anhang, in dem die Herkunft und die Umstände der Entstehung des jeweiligen Dokuments aufgeschlüsselt werden. Äußerst interessant sind schließlich auch die enthaltenen Reportagen und Korrespondenzen in englischer, französischer oder russischer Sprache, die die Arbeit des Kindersuchdienstes verdeutlichen und die sich, so die Herausgeberin, sehr für einen fachübergreifenden oder bilingualen Unterricht anbieten. Aus meiner Sicht wäre es jedoch trotzdem hilfreich, wenn nach und nach Beispiele zugänglich gemacht würden, wie die Materialien im Unterricht eingesetzt und vor allem, welche Präsentationsformen dabei von Schülerinnen und Schülern erarbeitet wurden. Diese könnten auf der Seite des ITS, aber auch auf einem pädagogischen Portal veröffentlicht werden. Und sollte sich eine Schülergruppe an einer Aufbereitung für eine Webseite versuchen, dann wäre sicherlich auch unsere Online-Ausstellung »du bist anders?« ein passendes Dach, unter dem sich eines dieser Schicksale präsentieren ließe.

Dieser Beitrag wurde erstveröffentlicht auf der Jugendwebseite der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas »Du bist anders«. Eine Online-Ausstellung über

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus.

CD-ROM

»Ich bin alleine, zwischen fremden Menschen«. Kinder und Jugendliche als Verfolgte und Opfer des nationalsozialistischen Deutschland, herausgegeben vom Internationalen Suchdienst (ITS), Bad Arolsen 2012. Text, Redaktion und Dokumentenauswahl: Dr. Susanne Urban Pädagogische Beratung: Sebastian Schönemann und Marcus von der Straten Gestaltung conceptdesign: Günter Illner, Bad Arolsen Die CD ist gegen eine Schutzgebühr von 10 € direkt über den Service des ITS zu beziehen.

Auf der Basis weiterer Dokumente aus dem Kindersucharchiv entstand in einem zweistemrigen Projekt in Kooperation zwischen der Universität Kassel/ FB Erziehungswissenschaften und dem ITS Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe I und II. Diese Unterrichtseinheiten, die ein Stationenlernen zu insgesamt acht Themen ermöglichen, stehen zum Download (pdf) bereit unter der Rubrik Forschung und Bildung.

Unser nächstes Magazin erscheint am 16. Dezember
2015 und trägt den Titel
„Der Spanische Bürgerkrieg“

I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.

Dieffenbachstraße 76

10967 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

<http://www.agentur-bilung.de/>

Projektkoordination: Ingolf Seidel

Webredaktion: Gabriele Woidelko und Kirsten Elvers (Körper-Stiftung) und Nadja Grintzewitsch, Constanze Jaiser, Anne Lepper, Ingolf Seidel und Gerit-Jan Stecker

Die vorliegende Ausgabe des LaG-Magazins wurde gefördert durch die Körper-Stiftung (<http://www.koerber-stiftung.de/>). Das mehrsprachige Webportal wird seit 2004 gefördert durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin.

Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autorin/des Autors und der Textquelle genutzt werden.